(Friedr. Buchholz)

Zur Geschichte

von

Berlin und Potsdam

unter

der Regierung

des Königs Friedrich des Zweiten.

[A]

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Größe und die Bevölkerung der Hauptstädte haben mit dem Umfange und der Stärke der Reiche zu allen Zeiten in einem so innigen Zusammenhange gestanden, daß man berechtigt ist, jene als den Ausdruck von diesen zu betrachten. Als Rom zu Anfang des fünften Jahrhunderts von Alarich erobert wurde, hatte es noch eine Bevölkerung von mehr als 800,000; ein Jahrhundert später, nach vollendetem Untergange des westlichen Römerreichs, hatte sich diese Bevölkerung so vermindert, daß kaum ein Achtel davon übrig geblieben war. Das Umgekehrte ist der Hauptstadt Englands wiederfahren. London, welches im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte kaum eine Bevölkerung von 50,000 Einwohnern hatte, zählt deren gegenwärtig 1,200,000. Würde dies nun jemals möglich gewesen seyn, wenn das von den Normanen eroberte England, als Reich genommen, sich in seinem Umfange gleich geblieben wäre? Paris in den Zeiten Julian's oder auch Ludwig's des Siebenten, und

Paris in der gegenwärtigen Zeit — welch ein Unterschied in der Bevölkerung, so wie in allem, was von dieser ausgeht! Und doch wie leicht erklärt ist dieser Unterschied, wenn man den Veränderungen folgt, welche seit Hugo Capet, dem Stifter der dritten französischen Dynastie, mit dem französischen Reiche vorgegangen sind, das in dem gegenwärtigen Augenblick nicht weniger als 30,000,000 Menschen in sich schließt! So in Beziehung auf alle europäische und nicht-europäische Hauptstädte. Es giebt keine, wie groß oder wie klein sie auch seyn möge, die nicht der Ausdruck, gleichsam die Blüthe, des Staates oder Reiches wäre, worin sie gelegen ist.

Welche Anlagen also auch die Hauptstadt des Königreichs Preußen, um das Jahr 1740, wo Friedrich Wilhelm der Erste starb, in sich schließen mochte: immer konnte sie höchstens die Hälfte von dem seyn, was sie gegenwärtig ist. Die Bevölkerung des gesammten Königreichs belief sich damals auf 2,240,000, und das öffentliche Einkommen überstieg nicht die Summe von 7 Millionen Thalern*). Hiernach abgeschätzt, konnte Berlin, das un-

*) Siehe Oeuvres posthumes de Frederic II. Tom. I. Der königliche Geschichtschreiber giebt zwar die Bevölkerung

mittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege kaum 10,000 Einwohner hatte, beim Regierungs-Antritt Friedrich's des Zweiten nicht wohl mehr, als 80 bis 90,000 Einwohner zählen*). Alle Fortschritte also, die es in seiner Bevölkerung und Ausbildung seit den letzten achtzig Jahren gemacht hat, verdankt es wesentlich den Vergrößerungen, welche, während dieses nicht unbeträchtlichen Zeitraumes, dem Königreiche zu Theil geworden sind; und da diese nur von den Nachfolgern Friedrich Wilhelm's des Ersten ausgehen konnten, so sind es die letztern, auf welche die Hauptstadt zurückgehen muß, so oft sie zu einem klareren Bewußtseyn ihrer selbst gelangen will, d. h. zu dem Bewußtseyn, daß sie, nichts durch sich selbst, mit der Monarchie steigt und fällt.

Unter Preußens Königen aber hat der nächste Nach-

---

seines Königreichs auf 3 Millionen Seelen an; allein der Herausgeber (Graf von Herzberg) nennt dies eine runde Zahl und setzt die Bevölkerung auf 2,240,000.

*) In einer Tafel, welche H. Friedrich Nicolai in seiner Beschreibung von Berlin und Potsdam gegeben hat, wird die vermuthliche Einwohnerzahl von Berlin zwar auf 98,000 für das Jahr 1740 angegeben; allein diese Angabe beruht auf einer Ueberschätzung.

folger Friedrich Wilhelm's des Ersten nicht bloß auf seinen Staat, sondern auch auf ganz Europa so mächtig eingewirkt, daß seine Zeitgenossen, unmittelbar nach seinem Tode, für die unbedingte Achtung, womit sie sich für ihn erfüllt fühlten, keinen anderen Ausdruck fanden, als den — ihn den Einzigen zu nennen und seinen Namen einem Gestirn beizulegen. Dies war das Ergebniß einer sechs und vierzigjährigen Regierung, deren Ende dem ersten Anfange aufs Vollkommenste entsprach: einer Regierung, ausgezeichnet durch so viele Tugenden, daß die Nachwelt in Friedrich dem Zweiten zugleich den großen Feldherrn, den weisen Gesetzgeber, den klugen Verwalter und den eifrigen Beförderer alles Guten und Schönen zu bewundern veranlaßt ist. So weit geht die gerechte Verehrung für diesen seltenen König, daß keinem seiner Geschichtschreiber, wie lobend er sich auch über ihn erklären mochte, jemals der Vorwurf der Schmeichelei gemacht worden ist: eine Erscheinung, die man nur in der Erwägung begreift, daß Friedrich durch den Inhalt seines Regentenlebens dafür gesorgt hat, daß die, welche dies Leben darzustellen wagten, immer nur um den Ausdruck, wodurch sie seine Tugend würdig priesen, verlegen seyn konnten.

So wie wir nun keine andere Aufgabe zu lösen haben, als die Fortschritte, welche Berlin und Potsdam unter Friedrich dem Einzigen, d. h. in einem Zeitraum von sechs und vierzig Jahren, in ihrer Ausbildung gemacht haben, darzustellen: so sehen wir uns auch genöthigt, auf die erhabene Eigenthümlichkeit dieses Monarchen zurück zu gehen. Und da diese Eigenthümlichkeit nichts weniger, als das Werk des bloßen Zufalls, war: so sei es uns erlaubt, einige minder bekannte Aufschlüsse über die Entstehung derselben zu geben: Aufschlüsse, die wir in den unverwerflichsten Denkmälern seiner Zeit gefunden haben; Aufschlüsse, welche zugleich erklären und rechtfertigen.

Friedrich der Zweite wurde zu einer Zeit geboren, wo Ludwig der Vierzehnte in Frankreich und Karl der Sechste in Oesterreich, Karl der Zwölfte in Schweden und Peter der Große in Rußland regierten. Die Namen dieser Monarchen nennen, heißt auf die anhaltenden Kriege hindeuten, die von ihnen geführt wurden. Auch war um die Zeit, wo Friedrich geboren wurde, der spanische Successions-Krieg eben so wenig beendigt, als der nordische Krieg; und wenn die Spannung, worin die europäische Welt durch beide gehalten wurde, nicht auch Deutschland

ergriff, so geschah es nur, weil die Wunden des dreißigjährigen Krieges noch nicht verharscht waren. Da man in diesem großen Lande eines langen Friedens bedurfte, so bewahrte man ihn auch; und man bewahrte ihn um so sicherer, weil sich in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts das Verhältniß des Kaisers zum Reiche aufs Wesentlichste verändert hatte.

Der 24ste Januar 1712 war der denkwürdige Tag, an welchem Friedrich das Licht der Welt erblickte. Zwei ältere Prinzen, Söhne Friedrich Wilhelm's des Ersten, waren bald nach ihrer Geburt gestorben. Auch Friedrich's Leibesbeschaffenheit war so zart, so zerbrechlich, daß man in seinen ersten Lebensjahren daran verzweifelte, ihn ein männliches Alter erreichen zu sehen. Nur sehr allmählig erstarkten seine Organe; so wie aber seine Gesundheit sich befestigte, stellte sich eine größere Lebendigkeit des Geistes ein, als man früher an ihm wahrgenommen hatte. Seine Antworten, sonst nur ausgezeichnet durch ihre Richtigkeit, nahmen nach und nach die Farbe der Munterkeit und des Witzes an. Nichts trug übrigens zur Ausbildung seines Geistes während des Knabenalters so viel bei, als der beständige Umgang mit einer drei Jahre älteren Schwester, Namens Wilhel-

mine, welche die gütige Natur mit einem unerschöpflichen Vorrath von Witz und guter Laune ausgestattet hatte. Beide Geschwister liebten sich ausschließend; beide hatten, mehrere Jahre hindurch, denselben Unterricht gemein, und beide blieben unzertrennlich, selbst in einem Alter, wo die Verschiedenheit der Geschlechter sich in abweichenden Neigungen und Liebhabereien offenbaret.

Um die Eigenthümlichkeit dieser Geschwister ganz zu fassen, muß man sich genau in die Zeiten versetzen, wo sie ihre erste Bildung erhielten.

Ludwig der Vierzehnte hatte durch den Glanz seines Hofes während seiner siebzigjährigen Regierung allzu stark auf Deutschland zurückgewirkt, als daß man der Versuchung, ihm nachzueifern, hätte widerstehen können. Was keiner von Deutschlands Fürsten verschmähet hatte — ein Ludwig der Vierzehnte im Kleinen zu seyn —: dasselbe hatte auch dem Preußischen Hofe unter Friedrich dem Ersten seinen Charakter gegeben. Ob nun gleich Friedrich Wilhelm der Erste, von seinem Regierungsantritt an, die von seinem Vater beschriebene Bahn verlassen und sich der alten Einfachheit der deutschen Höfe wieder genähert hatte: so dauerten doch einzelne Einrichtungen fort, entweder weil man sie für unschuldig hielt, oder weil man

von der Voraussetzung ausging, daß man sich zum wenigsten auf den Welton verstehen müsse. Zu diesen Einrichtungen aber gehörte, daß die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses den wesentlichsten Theil ihrer Erziehung, d. h. ihre Geistesbildung, von Franzosen erhielten. Dem gemäß war die Tochter des Geschichtschreibers Leti, aus Holland verschrieben, eine längere Zeit die Erzieherin der Prinzessin Wilhelmine, nicht ohne die Geistesthätigkeit derselben durch so heftige Mittel anzuregen, daß sie die Erinnerung daran ihr ganzes Leben hindurch behielt. Auch Friedrich's erste Erzieherin war eine Französin, Namens Marthe du Val de Rocoules: eine Frau, deren Sorge sich nicht auf die Mittheilung der französischen Sprache beschränkte; denn ihr vorzüglich verdankte Friedrich sein späteres körperliches Wohlseyn. Im Fortschritt des Alters wurde die Frau von Rocoules für den gründlicheren Unterricht in der französischen Sprache abgelöset durch Herrn du Han de Jandun, dessen Verdienste um Friedrich's Geistesbildung gewiß sehr bedeutend waren, weil Friedrich seiner nie vergaß, und ihm noch im Jahre 1745, mitten unter Feierlichkeiten und Festen, einen Beweis von Huld und Dankbarkeit gab, dessen wir weiter unten gedenken werden.

Du Han de Jandun war es also, welcher den jungen Prinzen in die Geheimnisse der französischen Literatur einweihete, und dadurch den Grund zu seinen ersten Neigungen und Schicksalen legte. Denn wie hätte Friedrich mit den Werken eines Corneille, la Fontaine, Racine, Fenelon u. s. w. bekannt werden können, ohne sich von der französischen Welt angezogen zu fühlen, und sich von derjenigen, die ihn umgab, in eben dem Maße zurück zu ziehen, worin sie seinen Geschmack beleidigte und seine Ideale verletzte? Die deutsche Literatur bot in diesen Zeiten noch gar nichts dar, wodurch sie sich mit den Erzeugnissen der französischen hätte messen können. Je mehr sich nun der junge Prinz ausschließend mit der französischen beschäftigte: desto mehr mußte er den Anstrich, wo nicht eines Sonderlings, doch eines Eigensinnigen gewinnen, den nichts befriedigen könne. Die Zahl Derer, welche hierin Nachsicht mit ihm hatten, konnte nur gering seyn; und wenn Niemand es wagte, ihn bei seinem Vater zu entschuldigen: so lag der Grund unstreitig darin, daß Jeder daran verzweifelte, solchen Entschuldigungen Eingang verschaffen zu können.

Viele in den Denkschriften jener Zeit mit Sorgfalt aufbewahrte Züge beweisen auf das Unwidersprech-

lichste, daß Friedrich Wilhelm der Erste seinen Sohn recht väterlich liebte. Allein die Bedingung dieser Liebe war, daß der junge Prinz die Neigungen seines Vaters theilen und überhaupt ein zweiter Friedrich Wilhelm werden sollte: eine Bedingung, die nicht zu erfüllen war, weil die eigenen Neigungen, wenn gleich noch nicht vollständig entwickelt, widerstrebten. Wie viel Vergnügen es also auch dem Vater machen mochte, seinen zwölfjährigen Sohn in die rohen Darstellungen der Schönemanschen Schauspieler-Gesellschaft einzuführen: dieser konnte sich nur mit Kopfschmerz und Uebelbefinden entschuldigen, so oft er sich erheitert und dankbar bezeigen sollte! Auch die übrigen Neigungen des Vaters paßten nicht zu den seinigen: die Jagd erschien ihm nur in dem Lichte einer Uebung in der Grausamkeit, und die Beschäftigung mit Soldaten auf dem Exercierplatze machte ihm die tödtlichste Langeweile. Von einem geschickten Lehrer in der Musik unterrichtet, zog er die Unterhaltung, die ihm seine Flöte gewährte, jeder anderen vor; und was ihm an Zeit übrig blieb, verwendete er gewissenhaft auf Uebungen im französischen Stil: Uebungen, worin er mit seiner älteren Schwester wetteiferte.

So war für Friedrich, in einem Alter von vierzehn bis funfzehn Jahren, der Grund zu einem Zwiespalt zwischen ihm und seinem Vater aufs Bestimmteste gelegt; und es bedurfte nur unglücklicher Umstände, um zwischen Beiden eine Kluft zu befestigen, die, einen längeren Zeitraum hindurch, gar nicht ausgefüllt werden konnte. Der Charakter der Gemahlin Friedrich Wilhelm's aber führte diese Umstände herbei; und ein Fürstenhaus, das sich in allen Jahrhunderten durch Verwandten-Liebe ausgezeichnet hatte, gerieth darüber in Gefahr, Auftritte zu erneuern, an welche sich nur mit Abscheu denken läßt.

Sophie Dorothea, aus dem Hause Hannover, konnte es ihrem Gemahl nie verzeihen, daß er sie von der Theilnahme an der Regierung so folgerecht ausschloß, wie er es sein ganzes Leben hindurch that. Noch mehr waren ihr die Neigungen Friedrich Wilhelm's, sofern sie sich auf Jagd und Soldaten bezogen, zuwider. Auf den Kreis ihrer Familie beschränkt und nur bei feierlichen Gelegenheiten aus demselben hervortretend, um zu repräsentiren, fand sie ihre Schadloshaltung darin, daß sie ihre ältesten Kinder an sich zog und zu Vertrauten ihrer Gefühle machte — unstreitig ohne das Unheil zu ahnen, das sie auf diese Weise stiftete.

Mehr, als jemals, war dies der Fall, seitdem die Prinzessin Wilhelmine und der Kronprinz in die Jahre der Mannbarkeit getreten waren, so daß von ihrer Vermählung die Rede seyn durfte. Der Lieblingsgedanke der Königin war, die Bande zwischen dem Hause Brandenburg und dem Hause Hannover durch eine Doppelheirath zu befestigen, welche sie dahin zu Stande zu bringen hoffte, daß sich der Kronprinz von Preußen mit der ältesten Tochter ihres Bruders, des Königs von England, die Prinzessin Wilhelmine mit dem Herzog von Glocester vermählen sollte. Als Tochter, Schwester und Gemahlin eines Königs war sie nur allzu geneigt, jede Vermählung ihrer Kinder mit nicht-königlichen Prinzen und Prinzessinnen in dem Lichte einer Misheirath zu betrachten.

Friedrich Wilhelm, der über diesen Punkt anders dachte, hatte gegen eine engere Verbindung mit dem Hause Hannover nichts einzuwenden, nur verlangte er, daß die Entwürfe seiner Gemahlin nicht in die Länge gezogen würden; und da er auf Seiten des englischen Hofes, wo nicht Abneigung, doch wenigstens Unentschlossenheit und Zögerung wahrzunehmen glaubte: so fühlte er sich zu einem Unwillen hingerissen, der sich, seiner Gemahlin gegenüber, in bitteren Bemerkungen aussprach.

Die Sache, um welche es sich handelte, war von einer um so größeren Wichtigkeit, weil sie mit der europäischen Politik dieser Zeiten in der engsten Verbindung stand. Hauptgegenstand derselben war die pragmatische Sanction, wodurch Karl der Sechste seiner Tochter Maria Theresia die Erbfolge in allen seinen Staaten zugesichert hatte. Dies Hausgesetz würde, den Wünschen des Kaisers gemäß, geringen Widerstand gefunden haben, wäre ihm nicht die Errichtung der ostendischen Handelsgesellschaft zur Seite gegangen, welcher Karl der Sechste, durch eine zu Wien am 19ten December 1722 unterzeichnete Octroy, auf dreißig Jahre das ausschließende Recht, in Ost- und West-Indien, so wie auch an den afrikanischen Küsten, Handel zu treiben, bewilligt hatte. Diese Einrichtung hatte die Seemächte gegen den Kaiser verstimmt, vorzüglich die Holländer, welche darin einen Nachtheil für ihren indischen Handel wahrzunehmen glaubten.

Indem nun der Erfolg der pragmatischen Sanction höchst zweifelhaft blieb, that Karl der Sechste alles, was in seinen Kräften stand, die europäischen Mächte einzeln für sein Hausgesetz zu gewinnen. Am Hofe zu Berlin war der Graf von Seckendorf für diesen Zweck nur allzu thätig. Sollte aber seine Bestimmung erfüllt werden, so mußte

er, vor allen Dingen, die innigere Vereinigung der Höfe zu Berlin und London zu verhindern streben. Ihn unterstützte der Cabinets-Minister Friedrich Wilhelm's, Herr von Grumbkow: ein Mann, dem es weder an Weltkenntniß, noch an allgemeinen Einsichten fehlte, der aber lieber den Unwillen einer ohnmächtigen Königin wagen, als seinen König und Herrn zu falschen Maßregeln verleiten wollte*). So bildeten sich denn, in Folge der

von

---

*) Was hier von dem Herrn von Grumbkow ausgesagt ist, entspricht freilich nicht dem Bilde, welches sich in verschiedenen Denkschriften von diesem Minister Friedrich Wilhelm's erhalten hat; allein es scheint, daß die Urheber dieser Denkschriften auf keine Weise geeignet waren, dem einsichtsvollen Staatsmanne Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Wie sehr es Herr von Grumbkow auch mit Seckendorf und dem Vortheil des österreichischen Hofes halten mochte: so ging er darin doch nicht so weit, daß er seinen König und Herrn zu einer unbedingten Annahme der pragmatischen Sanction Karl's des Sechsten bestimmt hätte. Darf der Erfolg entscheiden, so muß man von ihm sogar annehmen, daß er in die Zukunft geblickt und alles so geleitet habe, daß, bei allem Anscheine freundschaftlicher Gesinnung, keine förmliche Anerkennung jenes Hausgesetzes zu erfolgen brauchte. Er war es also, durch welchen Friedrich der Zweite, nach dem Tode seines Vaters, freie Hand gewann;

von der Königin fest beschlossenen Doppelheirath, am Hofe zu Berlin zwei Partheien, von welchen der König, unterstützt von dem österreichischen Gesandten und seinem Cabinetsminister, die eine, die Königin, unterstützt von ihren ältesten Kindern, von dem Grafen Fink und von der englischen Gesandtschaft, die andere ausmachte. Faßt man die Lage der Sachen, so wie sie im Jahre 1728 und 1729 wirklich war, mit Unpartheilichkeit auf: so muß man sich auf der Stelle für den König erklären, der, indem er sich durch die Zögerungen des englischen Hofes gekränkt fühlte, durchaus nichts thun wollte, wodurch er sein Verhältniß zu dem Kaiser verschlimmern konnte.

Die Schwierigkeiten, welche sich dem Wunsche der Königin entgegen stellten, waren also von einer solchen Beschaffenheit, daß es allerdings nicht leicht war, sie zu überwinden. Je beharrlicher nun Sophie Dorothea auf ihrem Entwurfe bestand, desto schneller mußte es zwischen den königlichen Gatten zu einer Erbitterung kommen, worin es schwer war, die gegenseitige Achtung nicht aus den Au-

---

und er war es um so mehr, weil Friedrich Wilhelm ein so großes Vertrauen in seine Einsicht setzte, daß er sich seiner um keinen Preis entledigen wollte.

gen zu setzen. Friedrich Wilhelm, eben so jähzornig, als leicht versöhnlich, sagte seiner Gemahlin manches unangenehme Wort über ihren Starrsinn; und diese rächte sich dadurch, daß sie ihren Vertrauten die freiesten Urtheile über den König gestattete. Mehr, als alle Uebrigen, aber hatten ihre meist erwachsenen Kinder diese Erlaubniß. Die Jugend neigt zur Satyre hin, weil sie die Wirklichkeit nicht nach deren vollem Werthe erkennt, und durch das sittliche Ideal etwas über jene zu vermögen wähnt. So geschah es denn, daß die Prinzessin Wilhelmine und der Kronprinz (beide ihrer Mutter äußerst ergeben) die Gegenparthei zum Gegenstande ihres Spottes machten, ohne selbst des Königs, ihres Vaters, zu schonen. Da Beide gleich geistreich waren, so gefielen sie sich in ihren Satyren um so mehr, je weniger ihnen der Beifall ihrer Mutter entstand, der diese Art von Rache höchst angenehm war. Beinahe täglich beschäftigten sie sich auf diese Weise, ohne im mindesten daran zu denken, daß der Verräther nicht schläft, und daß, wenn der König, ihr Vater, jemals etwas von diesen Uebungen ihres Witzes erführe, seine Liebe vielleicht für immer würde verscherzt seyn.

Wirklich schlief der Verräther nicht. Zu der Umgebung der Königin gehörte eine Frau, Namens Ramen, welche

sich durch Zuträgereien so gefällig gemacht hatte, daß sie das Vertrauen ihrer Gebieterin im höchsten Maße besaß. Diese Namen nun war es, durch welche der König erfuhr, wie von seinen eigenen Kindern über ihn in Gegenwart der Königin geurtheilt werde. Sein Unwille darüber war gränzenlos; je aufrichtiger er seine Kinder bis dahin geliebt hatte, desto tiefer schmerzte es ihn, der Gegenstand ihres Spottes geworden zu seyn.

Die Sache selbst war nicht zu ertragen. Allein wie sie abstellen? wie sich Genugthuung verschaffen? Als Gatte, als Vater und als König gleich sehr verletzt, mußte Friedrich Wilhelm in eine um so größere Verlegenheit gerathen, als er vor allen Dingen dahin zu trachten hatte, daß das Publikum nichts von den Urtheilen erfuhr, die im Kreise seiner eigenen Familie über ihn gefällt wurden. Dazu kam alsdann, daß er, um Richter in seiner eigenen Sache zu seyn, Untersuchungen vorangehen lassen mußte, die, wie sie auch endigen mochten, das gegenseitige Vertrauen nicht zurückführen konnten.

Wohin der König sich mit seinen Gedanken wenden mochte — überall stieß er auf gefährliche Klippen; und die gefährlichste von allen war, daß der König der Rächer des beleidigten Vaters und Gatten werden sollte. Man

gewinnt eine unbedingte Achtung für Friedrich Wilhelm, wenn man ihn in einer so kritischen Lage an sich halten und jedes öffentliche Aergerniß vermeiden sieht; denn gerade hierdurch zeigte er sich als einen echten König. Indeß hätte er minder lebhaft empfinden müssen, wenn er nicht einen lebhaften Unwillen gegen seine ältesten Kinder hätte richten sollen. Wo und wie sie ihm auch vor Augen treten mochten: überall wies er sie mit einer Heftigkeit zurück, welche den Zustand seines Innern, die Verwandlung, die seine sonst so väterlichen Gesinnungen erfahren hatten, nur allzu deutlich verrieth. In den Denkschriften diese Zeiten betreffend werden die Ausbrüche des väterlichen Unwillens zum Theil in Farben dargestellt, welche Entsetzen einflößen; gleichwol würde man in der Zweifelsucht zu weit gehen, wenn man die Wahrheit solcher Beschreibungen ganz leugnen wollte. Das Podagra, woran der König gerade in dieser Zeit sehr häufig litt, verschärfte alle seine Gefühle und gab seiner Laune den Anstrich der Menschenfeindlichkeit. Mit Mühe entging die Prinzessin Wilhelmine einem heftigen Schlage, den er ihr mit seiner Krücke versetzen wollte, als sie sich eines Tages seinem Rollwagen allzu sehr genähert hatte; gleichwol ehrte der König in ihr das Geschlecht, dem sie ange-

hörte. Weit rücksichtsloser war sein Zorn gegen den Kronprinzen. Was dieser auch thun mochte, den aufgebrachten Vater wieder für sich zu gewinnen: es gab kein Versöhnungsmittel; und obgleich der Kronprinz bereits ein Alter von siebzehn Jahren zurückgelegt hatte, so befreiete ihn dies keineswegs von einer Behandlung, die ihn zur Verzweiflung brachte. Der Haß hat seine eigene Art, über Personen und Dinge zu urtheilen. Wie viel Beweise der Kronprinz auch bereits von seinen Fähigkeiten gegeben hatte, so überredete sich dennoch der König, daß er des Thrones unwürdig sei; „denn," pflegte er zu sagen, „Fritz ist ein Flötenspieler und ein Poet, und macht sich nichts aus Soldaten." In dieser Ueberredung legte Friedrich Wilhelm es sehr ernstlich darauf an, den geistreichen Sohn zu einer Entsagung des Throns zum Vortheil des Prinzen August Wilhelm zu bewegen. Doch hier fand der Kronprinz sogleich die Gränze seiner Nachgiebigkeit, und seine stolze Antwort war: „er wolle sich lieber den Kopf abschlagen lassen, als dem Könige in seiner ungerechten Forderung nachgeben." Seine letzte Erklärung ging dahin, „daß wenn der König öffentlich erklären wolle, daß er (der Kronprinz) nicht sein leiblicher und ehelicher Sohn sei, so möchte er den Prinzen August

Wilhelm zu seinem Nachfolger erklären." Dies konnte der König eben so wenig, als er es wollte; und so geschah es, daß die Ansprüche des Kronprinzen unverletzt blieben, wie heftig sein Vater auch auf ihn zürnen mochte.

Es hat sich, seit mehr als neunzig Jahren, das Andenken an die Auftritte erhalten, welche in dieser Zeit beinahe täglich zwischen dem Könige und dem Kronprinzen vorfielen, und einen derselben wollen wir in diesem Zusammenhange anführen, um zu zeigen, wie Vater und Sohn sich zu einander verhielten.

Wie abweichend auch die Neigungen und Liebhabereien des Kronprinzen von denen des Königs seyn mochten: so ließ er sich doch Vormittags jeden Zwang gefallen, den man ihm auflegte: das Erscheinen auf dem Uebungsplatze, die enge Uniform, den steifen Zopf, den ernsten Soldatenschritt. Nur nach der Mittagstafel, wenn er in seinen Zimmern sich selbst überlassen war, wollte er nach seiner Weise leben; und diese brachte es mit sich, daß er sich nach damaliger Mode das Haar kräuseln ließ, einen Haarbeutel einband, einen Schlafrock von Brocat anzog, und sich so entweder mit seinen Büchern oder mit seiner Flöte beschäftigte. Auf diese Weise angethan, übte er sich eines Nachmittags auf der Flöte unter dem Beistande

seines Lehrers, als plötzlich der Herr von Katte, einer von den Lieblingen des Prinzen, ins Zimmer stürzte und die nahe Ankunft des Königs verkündete. Da die Absicht Friedrich Wilhelm's bei diesem Besuche keineswegs zweifelhaft war: so dachten die Erschrockenen nur darauf, wie sie die Gegenstände seines Verdrusses schleunigst entfernen wollten. Leicht war der Schlafrock von Brocat gegen eine Uniform vertauscht, welche der Kronprinz in der höchsten Eile anlegte; aber Frisur und Haarbeutel blieben als Verräther und Ankläger zurück. Inzwischen brachte Katte den Flötenkasten und die Musikalien in Sicherheit, indem er sich mit dem Musiklehrer in ein kleines, zum Einheizen der Oefen bestimmtes Cabinet flüchtete. Hier mußten beide über eine Stunde aushalten; denn früher hatte der König seinen Besuch nicht geendigt. Daß er es nicht an bitteren Vorwürfen über Verweichlichung und Entartung fehlen ließ, versteht sich wohl von selbst. Zugleich aber wurde von ihm eine Untersuchung angestellt; und da die Bücher und die Schlafröcke hinter den Tapeten leicht aufgefunden waren, so wurden die letzteren in den Kamin geworfen und die ersteren an den Buchhändler Haude zum Verkauf gesendet. So ging dieser Sturm vorüber, während dessen der Musiklehrer Quanz am

ganzen Leibe zitterte, weil er zufällig einen rothen Rock anhatte: eine Farbe, die dem Könige höchst zuwider war. Die Lebensweise des Prinzen änderte sich deshalb nicht: Haude behielt die Bücher zu seinem Dienste, und indem jener sie einzeln abholen ließ, war die nicht sehr zahlreiche Sammlung bald wieder beisammen.

Nicht genug aber, daß der König den Kronprinzen bei jeder Veranlassung hart und streng behandelte, machte er ihm auch noch den Vorwurf, „daß er diese Mishandlung ertrüge;" und gerade dies war es, was den Prinzen zur Verzweiflung trieb. Fest entschlossen, den väterlichen Despotismus nicht länger zu ertragen, gerieth er auf den Gedanken, sich in den Schutz des Königs von Großbritannien zu begeben, der sein mütterlicher Oheim war. Es war dahin gekommen, daß auf irgend einem Wege Entscheidung erfolgen mußte; der sanfteste aber schien eine Flucht zu seyn, wodurch er sich den täglich wiederkehrenden Kränkungen des Königs entzöge. Mutter und Schwester waren damit einverstanden: jene, weil sie die Flucht des Sohnes als das wirksamste Mittel zur Erfüllung ihres Lieblingswunsches betrachtete; diese aus Mitleid für einen unglücklichen Bruder, dessen Leben zu einer Kette von Mühseligkeiten geworden war.

Zur Unterstützung des gefährlichen Unternehmens waren zwei Offiziere bereit: ein Schottländer, Namens Keith, der früher im Dienste des Hofes gestanden hatte und seitdem nach Wesel versetzt worden war; und derselbe Herr von Katte, dessen wir so eben gedacht haben: ein junger Edelmann voll Talent, der, nachdem er sich mit Künsten und Wissenschaften vertraut gemacht, als Rittmeister bei den Gendarmen dieser Zeit seine Anstellung gefunden hatte. Tausend Luisd'or lagen in Bereitschaft, um die Kosten der Flucht zu bestreiten. Der Gedanke des Kronprinzen war, sich auf einer Reise nach Wesel, wohin er seinen Vater begleiten sollte, von dem Gefolge zu entfernen und über Holland nach England zu gehen. Zu diesem Endzweck sollte Keith ihm mit zwei Pferden entgegen kommen, und Katte, auf die erste Nachricht von der gelungenen Flucht, über Hamburg nach England gehen. Der Weg führte von Berlin über Ansbach, Frankfurth und Geldern nach Wesel, und auf dieser langen Bahn hoffte der Kronprinz, es sei von Ansbach oder von Frankfurth aus, Gelegenheit zur Entweichung zu finden.

Er ahnete nicht, daß sein Geheimniß dem Könige verrathen war, ehe diese Reise angetreten wurde; die Namen hatte sich dies Verdienst erworben, nachdem sie ent-

weder von der Königin selbst, oder von der Frau des Kammerdieners des Kronprinzen das Nöthige erfahren hatte. Zum wenigsten wußte der König im Allgemeinen, womit der Kronprinz umging; und die natürliche Folge davon war, daß er seinen Sohn auf jeden Schritt von Personen beobachten ließ, auf deren Treue er sich verlassen konnte. Zu diesen gehörte der Oberst von Rochow, der im besonderen Dienste des Kronprinzen stand. Man war, von Ansbach aus, in der Nähe von Frankfurth angelangt, als Friedrich Wilhelm für gut befand, sein Nachtlager in einem Dorfe zu halten. Scheunen gaben das Obdach, und eine derselben wurde dem Kronprinzen und dessen Gefolge, bestehend aus dem Obersten Rochow, einem Pagen und dem Kammerdiener, zugetheilt. Der Kronprinz, welcher diese Lage für sein Vorhaben günstig fand, gab seinem Pagen den Auftrag, ihn um vier Uhr Morgens zu wecken und in einem benachbarten Städtchen, wohin er sich zu Fuße begeben wollte, Pferde in Bereitschaft zu halten. Der Page gehorchte; doch um Zeit zu ersparen, übertrug er das Geschäft des Weckens dem Kammerdiener. Dieser, einer von den Spähern des Königs, merkte Unrath, und um der Sache auf den Grund zu kommen, unterließ er das Wecken, und that, als ob er

schliefe. Der Kronprinz, voll von seinem Entwurfe, erwachte von selbst, stand auf, kleidete sich an, und ging unmittelbar darauf in einem französischen Anzuge fort. Der Kammerdiener, der dies alles gesehen hatte, benachrichtigte den Obersten von Rochow von dem, was geschehen war; und dieser eilte sogleich zu den Generalen vom Gefolge des Königs, Buddenbrock, Waldow und Derschau. Es wurde beschlossen, den Kronprinzen einzuholen. Man fand ihn auf dem benachbarten Markt, gelehnt an einen Wagen, die Pferde erwartend, welche der Page bringen sollte. Auf die Frage, was ihn hierher geführt habe, gab er eine trotzige Antwort; und als der Oberst Rochow ihn bat, eine Uniform anzulegen, weil der König nach einer Viertelstunde abreisen würde, versicherte er, daß er sich zu rechter Zeit einfinden werde. Inzwischen kam der Page mit den Pferden an. Der Kronprinz faßte eins derselben am Zügel, und stand im Begriff, aufzusitzen, als er sich von den Generalen seines Vaters verhindert sah, welche ihn nöthigten, nach der Scheune zurückzukehren und Uniform anzulegen.

Der König wurde noch an demselben Tage durch den General Derschau und durch den Kammerdiener von allem, was vorgegangen war, unterrichtet. Da es an

Ueberführungsgründen fehlte, so hielt Friedrich Wilhelm noch an sich. Inzwischen langte eine Staffette mit dem Briefe an, welchen der Kronprinz von Ansbach aus an den Rittmeister Katte geschrieben hatte, und der unglücklicher Weise in die Hände eines Vetters dieses Vertrauten gerathen war. Mehr, als jemals, von dem Vorhaben seines Sohnes überzeugt, übergab der König den Kronprinzen den Generalen Waldow und Derschau mit dem Befehl, ihn nicht aus den Augen zu lassen; er selbst war so aufgebracht, daß, als die Reise von Frankfurth nach Wesel zu Wasser fortgesetzt werden sollte, die Generale es für nöthig achteten, Vater und Sohn auf zwei verschiedene Jachten zu bringen, damit kein Unglück eintreten möchte. Um den künftigen Thronerben als einen Staatsverbrecher behandeln zu können, ließ ihm der König schon jetzt seinen Degen abnehmen. Sein Kammerdiener, beauftragt, die Sachen des Prinzen zusammenzupacken, hatte die Geistesgegenwart, den Briefwechsel seines Gebieters ins Feuer zu werfen: eine Handlung, welche zu Berlin sehr viel Freude verursachte, als sie daselbst bekannt wurde.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Geldern, folgte der Kronprinz seinem Vater nach Wesel, begleitet von den

beiden Generalen, unter deren Obhut er gestellt war. Noch immer voll von dem Gedanken, daß er entfliehen müsse, wenn er dem härtesten Schicksal entgehen wolle, machte er, nach der Ueberfahrt über den Rhein, einen zweiten Versuch, seinen Wächtern zu entkommen; als aber auch dieser fehlgeschlagen war, fand er sich in sein Schicksal, fest entschlossen, demselben eine starke Brust entgegen zu setzen. Inzwischen war der König mit sich selbst darüber einig geworden, wie er das Betragen seines Sohnes behandeln wollte. Die Klugheit selbst rieth ihm, darin nur eine Ueberläuferei zu sehen. Als daher der Kronprinz zu Wesel vor ihm erschien, redete er ihn in Gegenwart des Generals Mosel mit den Worten an: „Warum hast Du weglaufen wollen?“ Die Antwort des Prinzen war: „Weil Ew. Majestät mich nicht als Ihren Sohn, wohl aber als einen verworfenen Sklaven behandelt hat.“ — „Du bist also,“ fuhr der König fort, „nichts weiter, als ein feiger Ueberläufer, der die Ehre nicht kennt.“ — „Ich kenne sie so gut, wie Ew. Majestät,“ entgegnete der Prinz; „denn ich habe nur das gethan, was Sie, wie Sie mir hundert Male gesagt haben, an meiner Stelle gethan haben würden.“ — Aufgebracht von dieser kühnen Antwort, legte der König die Hand an seinen

Degen. Doch der General Mosel stellte sich rasch zwischen ihn und den Kronprinzen, indem er sagte: „Sire, durchbohren Sie mich, aber schonen Sie Ihres Sohnes.“ Diese wenigen Worte besänftigten den König; und auch hierin zeigte sich, daß die Rolle des Aufgebrachten, die er zu spielen angefangen hatte, weniger aus seinem Gemüthe, als aus seinem Verstande herrührte.

Der Hauptmann Keith, von einem Pagen des Fürsten von Anhalt, der bei der Verhaftung des Kronprinzen zu Frankfurt zugegen gewesen war, gewarnt, hatte, vier und zwanzig Stunden vor der Ankunft des Königs in Wesel, Mittel gefunden, nach Holland zu entkommen, wo er sich ohne Zeitverlust unter den Schutz des englischen Gesandten begeben hatte*). Im Haag sah ihn der Oberst du Moulin, welcher ihm nachgesendet war. Alle Versuche dieses Obersten, den Vertrauten des Kronprinzen zur Rückkehr zu bewegen, waren vergeblich. Keith kannte das Erdreich so gut, daß er ohne Zeitverlust nach England ging. Von hier begab er sich nach Portugal, wo

*) Es war also nicht der Kronprinz, durch welchen Keith gewarnt wurde, und der ganze Zusammenhang beweiset, daß eine Warnung von seiner Seite unmöglich war.

er bis zum Jahre 1741 blieb. In diesem Jahre kehrte er nach Berlin zurück, wo Friedrich der Zweite ihn zum Oberstlieutenant machte und zum Curator der Akademie der Wissenschaften ernannte. Höchst traurig war dagegen das Schicksal des Rittmeisters Katte.

Seine Verhaftung, von Frankfurth aus auf den Grund des an ihn gerichteten Briefes des Kronprinzen anbefohlen, wurde in eben dem Augenblick, wo er Anstalten zur Abreise traf, vollzogen; und zwar mit so viel Ueberraschung für ihn selbst, daß ihm nur so viel Zeit blieb, um ein ihm anbertrautes Kästchen, welches die Briefschaften des Kronprinzen enthielt, der Gräfin Fink mit der Bitte zu übersenden, „daß sie solches der Königin einhändigen möchte, weil es die Briefe enthalte, welche die Königin und die Prinzessin Wilhelmine an den Kronprinzen geschrieben hätten.“

Katte's Verhaftung gab das Zeichen zu einer großen Bestürzung für die Königin und deren ganze Parthei. Jene erfolgte den 15ten August, sechs Tage nach der Verhaftung des Kronprinzen. Was indeß die Königin am meisten beunruhigte, war nicht sowohl das Schicksal des Rittmeisters oder auch des Kronprinzen, als vielmehr das der Briefe, die sie von einer Zeit zur andern an ihren Sohn geschrie-

ben hatte: Briefe, welche die freiesten Aeußerungen über den König enthielten, und von denen sich absehen ließ, daß sie unter den gegenwärtigen Umständen in die Hände des erzürnten Gemahls fallen würden. Ein solches Unglück abzuwenden, war die Königin entschlossen, den Probst Reinbeck, ihren Beichtvater, an den Marschall von Natzmer zu senden, durch welchen Katte's Verhaftung vollzogen worden war. Ihre Verlegenheit wuchs, als sie erfuhr, daß der Probst durch eine Unpäßlichkeit verhindert werde, die ihm zugedachte Sendung zu übernehmen. Schon wußte sie sich nicht zu helfen, als die Gräfin Fink sich bei der Prinzessin Wilhelmine einfand, um sich über das Unglück zu beklagen, das durch die Uebersendung eines verhängnißvollen Kästchens über ihr Haus gebracht worden. „Ich weiß nicht," sagte sie, „welchen Entschluß ich in dieser Sache fassen soll; denn wenn ich das mir anvertraute Gut dem Könige einhändige, so mache ich die Königin unglücklich; und wenn ich es der Königin übergebe, so muß ich mich darauf gefaßt machen, daß ich das Opfer werde." Was die Gräfin ängstigte, das war ein Gegenstand der Freude und des Entzückens für die Prinzessin, die für den Augenblick keine angenehmere Nachricht erhalten konnte, als daß das Kästchen in sicheren Händen sei. Leicht über-

überzeugte sie die Gräfin, daß es für sie keine Gefahr gebe und daß sie nichts Besseres thun könne, als wenn sie, dem Inhalte des empfangenen Schreibens gemäß, das Kästchen der Königin einhändigte. Beide begaben sich hierauf zur Königin, die sich nicht weniger freute, das, was sie auf Umwegen nicht ohne Gefahr gesucht hatte, durch einen Glücksfall gefunden zu haben.

Doch von diesem Augenblick an stellten sich andere Schwierigkeiten ein. Die erste war, das Kästchen so unbemerkt aufs Schloß zu bringen, daß die Umgebung der Königin davon nichts erfuhr. Als diese Aufgabe gelöset war, kam es darauf an, das Kästchen zu öffnen und an die Stelle der gefährlichen Briefe andere zu bringen, welche unschuldigeren Inhalts wären. Das Schloß, das vor dem Kästchen lag, war ohne Mühe durch die Geschicklichkeit eines Lakaien gesprengt; allein wie die Siegel verletzen, welche dem Kästchen aufgedrückt waren? Der Scharfblick der Prinzessin Wilhelmine rettete aus dieser Verlegenheit. Sie war es, die in den Siegeln das katteſche Wapen entdeckte; und da ihr ein solches zu Gebote stand, so trug sie kein Bedenken, die Siegel abzureißen. Herausgenommen wurden nunmehr alle die Briefe, welche Mutter und Schwester in dem Zeitraum von mehreren Jahren an den Kronprinzen ge-

schrieben hatten; und damit die letzte Spur davon vertilgt werden möchte, so wurden sie mit bereitwilliger, nicht schonender Hand in den lodernden Kamin geworfen. Was sonst noch in dem Kästchen war — Liebesbriefe, Aufsätze historischen und politischen Inhalts, welche der Kronprinz verfaßt hatte — blieb darin zurück; vor allem aber eine Börse, angefüllt mit 1000 Pistolen, und mehrere Diamanten. Mutter und Schwester wendeten die nächsten Tage dazu an, daß sie, um die entstandene Lücke wieder auszufüllen, auf veraltetes Papier eine Menge Briefe schrieben, deren Inhalt von dem der verbrannten sehr wesentlich abstach. Als dies ängstliche Geschäft vollbracht war, wurde das Kästchen aufs Neue verschlossen und mit dem Katteschen Wapen besiegelt; und ohne daß irgend eine Beschädigung wahrzunehmen war, erwartete es jetzt die Ankunft des Königs, als der unverdächtigste Zeuge der Unschuld, ja als der unverwerflichste Ankläger der königlichen Uebereilung.

Den 27sten August um 5 Uhr Abends kam Friedrich Wilhelm von seiner Reise nach Berlin zurück. Aengstlich hatte sich die Königin bei der, vor ihm angelangten Dienerschaft nach ihrem Sohne erkundigt, aber nichts weiter in Erfahrung gebracht, als daß sie denselben in Wesel zum

letzten Male gesehen hätten. Das Wahre von der Sache war, daß der König vor seiner Abreise von Wesel den Wächtern seines Sohnes (zu welchen noch der General Dossow hinzugefügt war) befohlen hatte, ihm nach vier Tagen zu folgen; zugleich hatte ein versiegelter Befehl, den sie erst einige Meilen von Wesel zu öffnen berechtigt waren, ihnen den Ort angezeigt, wohin sie den Kronprinzen führen sollten. Dies war Mittenwalde; denn nach der Ankunft des Kronprinzen daselbst wollte der König sein weiteres Schicksal bestimmen. In Berlin wußte also Niemand, was aus dem Thronerben geworden war. Um so sicherer aber konnte der König seine Rolle spielen, worin alles auf starke Eindrücke berechnet war.

Die Königin befand sich allein in ihren Zimmern, als er, unmittelbar nach seiner Ankunft, ihr schon von fern entgegen rief: „Ihr unwürdiger Sohn ist nicht mehr; er ist todt!" — „Wie!" erwiederte die Königin, „Sie sind so grausam gewesen, ihn zu tödten?" — „Ja sag' ich Ihnen, fuhr der König fort; aber ich will das Kästchen!" — Die Königin holte es. Kaum im Besitz desselben, zerschlug es der König und nahm die Briefe heraus. Händeringend ging inzwischen die Königin auf und nieder, und rief: „Mein Sohn! mein Sohn!" Die Ramen lief nun

herbei, der trostlosen Mutter ins Ohr zu flüstern, daß der Kronprinz lebe, und daß sie dies von guter Hand wisse. Bald folgte ein Auftritt, der den früheren an Furchtbarkeit übertraf. Denn als die Kinder des königlichen Hauses sich einstellten, um ihrem Vater die Hand zu küssen, hatte dieser kaum die Prinzessin Wilhelmine bemerkt, als er, von einem heftigen Zorn übermannt, sie, ohne ihres Geschlechtes zu achten, auf eine so strenge Weise behandelte, daß sie besinnungslos zu Boden sank. Vergeblich waren alle Bemühungen der Umstehenden, ihn zu beruhigen. Endlich erschöpfte sich sein Unwillen; und als er um sich herblickte, die Königin verzweifeln, seine Kinder auf den Knieen liegen, und die Frau von Kamken und das Fräulein von Sonsfeld mit der ohnmächtigen Prinzessin beschäftigt sah, da fehlte nicht viel daran, daß er aus seiner Rolle fiel. Seine Menschlichkeit entriß ihm das Geständniß, daß der Kronprinz lebe; aber sich besinnend, drohete er, ihn hinrichten und seine älteste Tochter einsperren zu lassen.

So fuhr er fort, bis er sich ganz erschöpft fühlte. Beim Weggehen begleiteten ihn die Frau von Kamken und die Ramen. Die letztere faßte ihn beim Arm, und sagte mit ihrer gewöhnlichen Plattheit: „Wenn Sie den Kronprinzen tödten wollen, so verschonen Sie zum wenigsten

die Königin; sie ist unschuldig an allem, das können Sie mir glauben, und wenn sie gehörig behandelt wird, so thut sie, was Sie wollen." In einem anderen Ton sprach die Frau von Kamken. „Ew. Majestät," sagte sie, „haben bisher für einen gerechten, menschenfreundlichen und gottesfürchtigen Fürsten gelten wollen; und unser Herr Gott hat Sie dafür belohnt, indem er Sie mit Segen aller Art überschüttet hat. Nehmen Sie sich nun wohl in Acht, seine heiligen Gebote zu übertreten, und fürchten Sie die Wirkungen der göttlichen Gerechtigkeit! Sie hat zwei Souveräne dafür bestraft, daß sie das Blut ihrer eigenen Söhne vergossen haben. Philipp der Zweite und Peter der Große sind ohne männliche Nachkommen gestorben. Besinnen Sie sich, Sire! Der erste Ausbruch Ihres Zornes ist verzeihlich; allein er würde zum Verbrechen werden, wenn Sie sich darin gleich blieben." Geduldig hörte dies der König an, und als die Frau von Kamken geendigt hatte, sagte er im ruhigsten Tone: „Sie haben zwar sehr kühn geredet; aber ich bin nicht böse darüber; denn ich weiß, daß Sie es gut meinen. Ihre Freimüthigkeit vermehrt meine Achtung für Sie. Gehen Sie und beruhigen Sie meine Frau!"

Die, welche Friedrich Wilhelm den Ersten in die-

ser Beziehung einen Tyrannen genannt haben, müssen um die Beweggründe seines Verfahrens unbekümmert geblieben seyn. Er war nur ein unglücklicher Vater, der sich genöthigt sah, die ihm als König gebührende Achtung dadurch zu beschützen, daß er die Larve der Grausamkeit annahm. Sein Herz, dem Menschlichkeit und Güte auf keine Weise fremd waren, hatte keinen Antheil an seinen Maßregeln. Diese gingen ausschließlich aus einem Verstande hervor, der zu der Ueberzeugung gelangt war, daß es für den Kronprinzen einer starken Erschütterung bedürfe, wenn die Wirklichkeit ihm so wichtig werden sollte, wie seine Bestimmung es erforderte. Alles Uebrige war Nebensache und Beiwerk, das ihn wenig berührte. Für den weiblichen Theil seines Hauses bedurfte es keiner anhaltenden Härte, sobald die Verbindung, worin der Kronprinz mit demselben stand, aufgehoben und für die Prinzessin Wilhelmine ein angemessener Gemahl gefunden war.

Wir werden nun sehen, mit welcher Standhaftigkeit auf der einen, und mit welcher Mäßigung auf der anderen Seite dieser König zu Werke ging in einem Handel, wo es so leicht war, alles in einem unbewachten Augenblick zu verderben.

Kaum war der Kronprinz den 4ten Sept. in Mitten-

walde angelangt, als, außer dem Staatsminister Grumbkow und dem General Derschau, der General-Auditeur Milius und der General-Fiskal Gerber auftraten, um ein Verhör mit ihm anzustellen. Die Erscheinung des letzteren war für den Prinzen, wie er hinterher gestand, das Furchtbarste; denn da er ihn nicht persönlich kannte, so hielt er ihn wegen des rothen Mantels, worin er gehüllt war, für den Scharfrichter, der ihn auf die Folter spannen sollte. Auf einem Koffer sitzend, beantwortete der Kronprinz alle ihm vorgelegten Fragen mit Bestimmtheit; und da es an materiellen Beweisen seiner Schuld fehlte, so konnte das ganze Verhör nicht anders, als zu seinem Vortheil ausfallen. Nichts desto weniger wurde er gleich am folgenden Tage nach Cüstrin auf die Festung gebracht, wo ihm, eingesperrt in ein wenig erleuchtetes Zimmer, nur die Bibel und einige Andachtsbücher zur Unterhaltung gegeben wurden. Den weiteren Anordnungen des Königs zufolge sollten ihm des Mittags nicht mehr als drei, des Abends nicht mehr als zwei Schüsseln, ohne Messer und Gabel, gereicht werden, und außerdem, daß er auf einem hölzernen Schemel sitzen mußte, war ihm, unmittelbar nach dem Abendessen, selbst das Licht versagt.

Das Mitleid mehrerer Personen erleichterte diese beschwer-

liche Lage. Ein Herr von Münchow, Präsident der neumärkischen Kammer, ließ durch den Boden des Gefängnisses ein Loch machen, durch welches er sich mit dem Kronprinzen besprach; und als dieser sich über das schlechte Essen, Geschirr und Tischzeug beklagte, sorgte der Präsident dafür, daß seine Wünsche erfüllt wurden. Der königliche Befehl, daß dem Prinzen mit dem Schlage 8 Uhr das Licht ausgelöscht werden sollte, führte einen Auftritt anderer Art herbei. Als gleich am ersten Abende der wachhabende Offizier den Kronprinzen erinnerte, daß er zu Bette gehen möchte, und, weil dieser darauf nicht zu merken schien und fortlas, die Lichter auslöschte: so erhielt er auf der Stelle eine Ohrfeige. Die Folge davon war, daß sich der Offizier den folgenden Morgen erschoß. An diesem Tage hatte der nachmalige General Fouquet die Wache. Man war begierig zu erfahren, wie er sich gegen den Kronprinzen verhalten werde. Doch Fouquet war Franzose, und, wie alle Franzosen im Königreiche, dem Kronprinzen ergeben. Es hatte also noch nicht 8 Uhr geschlagen, so erschien er im Gefängniß mit zwei Wachskerzen, die er mit Gepränge auf den Tisch setzte, nicht ohne ein Feuerzeug hinzuzufügen. Kein Wort wurde dabei gesprochen; und als es nun 8 schlug, löschte Fouquet die Lichter

des Kronprinzen aus, zündete alsdann durch das mitgebrachte Feuerzeug die beiden Wachskerzen an, und wünschte dem Gefangenen eine angenehme Nacht. So führte sich Fouquet in die Gunst des Kronprinzen ein, die ihm sein ganzes Leben hindurch blieb.

Was diese Männer auch thun mochten, die Strenge des Königs zu mildern: immer war der Kronprinz durch seinen Aufenthalt auf der Festung zu Cüstrin zum Gefühl seiner Ohnmacht zurückgeführt; und dies Gefühl sollte noch durch einen förmlichen Proceß verstärkt werden, der ihm und dem Rittmeister Katte gemacht wurde.

Der König versammelte zu Berlin, wo Katte zurückgeblieben war, ein Kriegesgericht, welches aus zwei Generalen, zwei Obersten, zwei Oberst-Lieutenanten, zwei Hauptleuten und zwei Lieutenanten zusammengesetzt wurde. Friedrich Wilhelm selbst führte den Vorsitz in demselben; und obgleich dem Kronprinzen kein anderes Verbrechen zur Last gelegt werden konnte, als daß er habe davon laufen wollen: so bestand sein Vater doch, mit scheinbarer Heftigkeit, darauf, daß er den Tod verdient habe. Im Kriegsgericht gab es zwei Partheien: eine strenge und eine milde. Die letzte hatte (vielleicht auf Veranstaltung des Königs) das Uebergewicht. In dem kirchlichen Geiste dieser Zeiten führten

die Generale Dänhof und Linger David's Reue über Absalon's Tod an. Andere machten andere Beweggründe der Milde geltend. Nur Wenige unterstützten die scheinbare Härte des Königs. Hiervon empört, erhob sich der Oberst (nachherige General-Feldmarschall) Buddenbrock, riß seine Weste auf, und sagte unerschrocken, indem er seine Brust zeigte: „Wenn Ew. Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meins! Jenes bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen darf!" — Es thut dem Herzen eines Vaterlandsfreundes wohl, einen Zug anführen zu können, worin die Menschlichkeit der Autorität auf eine so edele Weise trotzet. Die ganze Versammlung war von diesen wenigen Worten erschüttert; und selbst der König schwieg und redete seitdem weit gelinder.

Es läßt sich daran zweifeln, ob das Leben des Kronprinzen in Gefahr gewesen sei; war es aber in Gefahr, so hatte Buddenbrock es gerettet. Anders stand es um den Rittmeister Katte. Zwar zeigte das Kriegsgericht auch in Beziehung auf ihn sehr viel Milde; da dem Kronprinzen kein Verbrechen nachgewiesen war, worauf die Todesstrafe sich anwenden ließ, so schien nichts billiger, als auch seinen Freund davon frei zu sprechen. Doch dies war ein Punkt, in welchem Friedrich Wilhelm un-

erschüttert blieb. Er selbst dictirte den 1sten Nov. 1730 ein Urtheil, worin er unter andern sagte: „Da dieser Katte mit der künftigen Sonne tramirt, zur Desertion mit fremden Ministern und Gesandten allemal durch einander gesteckt hat, er aber nicht dafür angesetzt worden ist, mit dem Kronprinzen zu komplottiren, au contraire es Sr. Königl. Majestät und Dero General-Feldmarschall von Natzmer hätte anzeigen sollen: so wissen Se. Majestät nicht, was für kahle Entschuldigungen das Kriegsgericht gebraucht hat, um ihm nicht das Leben abzusprechen. Se. Königl. Majestät werden auf diese Art sich auf keine Offiziere und Diener, die in Eid und Pflicht stehen, verlassen können; es würden alsdann alle Thäter den Prätext nehmen, wie es Katten wäre ergangen, und, weil er so leicht und gut durchgekommen wäre, ihnen desgleichen geschehen müsse. Se. Königl. Majestät sind in Dero Jugend auch durch die Schule gelaufen und haben das lateinische Sprichwort gelernt: Fiat justitia aut pereat mundus. Also wollen Sie hiermit, und zwar von Rechts wegen, daß Katte, ob er schon nach den Rechten verdient gehabt, wegen des begangenen Verbrechens beleidigter Majestät mit glühenden Zangen gerissen und aufgehenkt zu werden, er dennoch, in Betracht seiner Familie, nur mit dem

Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden soll. Und wenn das Kriegsgericht dem Katte die Sentenz publicirt, so soll ihm gesagt werden, daß es Sr. Königl. Majestät leid thäte; es wäre aber besser, daß er bliebe, als daß die Justiz aus der Welt ginge."

So war denn das Todesurtheil über den unglücklichen Freund des Kronprinzen gesprochen. Als es ihm vorgelesen wurde, vernahm er es, ohne die Farbe zu verändern. Seine Antwort war: „Ich unterwerfe mich den Befehlen des Königs und der Vorsehung; und da ich mir nichts vorzuwerfen habe und für eine gute Sache sterbe, so sehe ich dem Tode standhaft ins Auge." Ins Gefängniß zurückgebracht, schenkte er seinem Freunde Hartenfeld, welcher gerade die Wache hatte, die Bildnisse des Kronprinzen und der Prinzessin Wilhelmine, wiewol mit der Bedingung, daß er sie nicht zeigen möchte, um weder sich selbst, noch den erlauchten Personen zu schaden, welche in diesen Bildnissen dargestellt würden. Er schrieb sodann drei gefühlvolle Briefe, von welchen der erste an seinen Großvater mütterlicher Seite, der zweite an seinen Vater, der dritte an seinen Schwager gerichtet war. Einem Geistlichen, der ihn im Gefängnisse besuchte, um ihm Trost einzusprechen, gab er zur Antwort: „Allerdings hab' ich

Fehler begangen; mein Ehrgeiz war die Quelle derselben. Ich verließ mich auf mein Glück, und die Gnade, welche der Kronprinz für mich hatte, verblendete mich gegen mich selbst. Jetzt, wo ich einsehe, daß alles eitel ist, scheid' ich nicht ungern von einem Leben, das keinen Werth in meinen Augen hat."

Er war in dieser heroischen Stimmung, als der Major Schenk bei ihm eintrat, um ihm anzukündigen, daß seine Hinrichtung zu Cüstrin vollzogen werden sollte, und daß der Wagen, der ihn dahin versetzen würde, vor der Thüre halte. Anfangs hierüber erstaunt, faßte er sich sogleich, und folgte dem Herrn von Schenk, welcher voran ging, mit heiterer Miene in den Wagen. Da Schenk sich wegen seiner Begleitung zu entschuldigen suchte, so kürzte Jener alles dadurch ab, daß er sagte: „Ich weiß ja, was der Dienst mit sich bringt; im Uebrigen hat es mit meiner Hinrichtung nichts zu sagen, denn ich sterbe für einen Gebieter, den ich liebe, und mein größter Trost ist, daß ich ihm durch meinen Tod den stärksten Beweis von Achtung gebe, den man verlangen kann." Unter einer zahlreichen Bedeckung wurde der Weg von Berlin nach Cüstrin zurückgelegt; ernste Unterredungen über die Unbeständigkeit des Glücks und über die Gefahren des Staatsdienstes

verkürzten ihn. Morgens um 9 Uhr langte der Verurtheilte in Cüstrin an, wo man ihn sogleich in den Hof der Festung führte.

Durch heftige Erschütterungen wollte Friedrich Wilhelm seinen eben so geistreichen als gefühlvollen Thronerben in eine andere Bahn leiten; und dazu sollte die Hinrichtung des Rittmeisters Katte nicht wenig beitragen. Auf dem Hofe der Festung war ein Blutgerüst errichtet, das man mit schwarzem Tuch überzogen hatte. Gegen die Zeit nun, wo Katte in Cüstrin ankommen mußte, erschienen im Gefängnisse des Kronprinzen der Festungs-Commandant General Lepel und der Kammerpräsident Münchow, um dem Verhafteten einen braunen Anzug zu überbringen, den er, auf Befehl des Königs, sogleich anlegen mußte. Als dies geschehen war, führten ihn Beide in ein Zimmer des unteren Stockwerks, von wo aus der Hof leicht übersehen werden konnte. Das Zimmer war mit anständigen Möbeln und mit einem Bette ausgerüstet; die Fenstervorhänge aber waren niedergelassen. Als der General Lepel diese aufzog, war das schwarze Blutgerüst der erste Gegenstand, der sich den Blicken des Kronprinzen darstellte; und da der General und der Kammerdirector sich in eben diesem Augenblick — der letztere sogar mit

unverkennbarer Bewegung — zurückzogen: so war der Kronprinz verführt, zu glauben, diese Anstalten gölten ihn und das Todesurtheil werde ihm unverzüglich vorgelesen werden. Er gerieth darüber in die heftigste Unruhe.

So wie Katte sich dem Hofe der Festung näherte, traten der Commandant und der Kammerdirector wieder bei dem Kronprinzen ein, um ihn vorzubereiten auf den fürchterlichen Auftritt, der ihn erwartete. Dasselbe that Schenk in Beziehung auf Katte, der mit großer Gelassenheit antwortete: „Sagen Sie doch lieber, daß ich den größten Trost erhalte, den man mir gewähren kann.“ Mit diesen Worten bestieg er das Blutgerüst in einem Anzuge, der dem des Kronprinzen auf das Vollkommenste entsprach. Diesen wollte man, dem Befehl des Königs gemäß, nöthigen, ans Fenster zu treten; allein dahin war er nicht zu bringen. Mit der vollen Leidenschaft eines neunzehnjährigen jungen Mannes sagte er zu den Umstehenden: „ich beschwöre Sie im Namen Gottes, die Hinrichtung zu verzögern; ich will an den König schreiben und ihm sagen, daß ich auf die Krone Verzicht leiste, wenn er Katte begnadigen will.“ Der Herr von Münchow bat ihn dringend, zu schweigen. Er richtete sodann seinen Blick auf den Unglücklichen, der vor seinen Augen

endigen sollte, und rief ihm zu: „wie unglücklich bin ich, mein theurer Katte! Ich, ich bin die Ursache Ihres Todes. Wollte Gott, ich wäre an Ihrer Stelle!“ — Ach, gnädigster Herr, erwiederte Katte, hätte ich tausend Leben, mit Freuden würd' ich sie Ihnen opfern. — Mit diesen Worten ließ er sich nieder auf die Kniee. Ein Diener wollte ihm die Augen verbinden, er litt es aber nicht. „Mein Gott, in deine Hände geb ich meinen Geist!“ dies waren seine letzten Worte. Sein Kopf fiel, indem er seine Arme nach dem Kronprinzen ausstreckte. Dieser war nicht mehr am Fenster; eine wohlthätige Ohnmacht hatte die Umstehenden genöthigt, ihn aufs Bette zu bringen. So ging dieser fürchterliche Augenblick vorüber; und auf ihn folgte ein heftiger Guß von Thränen, des Schmerzes und der Zerknirschung zugleich.

Nur allzu vollkommen hatte Friedrich Wilhelm den Zweck erreicht, den er sich in dieser Behandlung des Kronprinzen vorgesetzt hatte; denn dieser war von Stund' an wie verwandelt. Ein besonderer Umstand aber trug nicht wenig dazu bei, daß diese Verwandlung noch vollständiger wurde. In der gewissen Voraussetzung, daß das Herz des Kronprinzen unmittelbar nach der Hinrichtung Katte's tiefer und bleibender Eindrücke fähig seyn werde,

werde, hatte der König dem Feldprediger Müller — demselben, der dem Hingerichteten seinen Beistand geleistet hatte — befohlen, nach vollbrachter That sich zu dem Kronprinzen zu begeben und so lange bei ihm zu bleiben, bis er bekehrt seyn würde. Die Wahl war gut getroffen; denn Müller war ein verständiger Mann, der nicht leicht etwas durch zu weit getriebenen Eifer verdarb. Um zwei Uhr Nachmittags vorgelassen, begann er damit, daß er das Herz des Kronprinzen noch mehr erweichte durch die Mittheilung der rührenden Geständnisse, welche der Rittmeister Katte ihm gemacht hatte. Die Aechtheit dieser Geständnisse konnte niemand besser würdigen, als der Kronprinz. Um so tiefer war also der Eindruck, den der Feldprediger auf den zu Bekehrenden machte, als er ihn im Auftrag des hingeschiedenen Freundes bat, keinen Groll gegen den König zu fassen, auch nicht zu glauben, daß das über ihn eingebrochene Unglück ganz unverdient sei; er möchte sich vielmehr seinem Vater und seinem Könige unterwerfen und sich der gleichlautenden Ermahnung erinnern, die er ihm im sächsischen Lager, wo zuerst die Rede von einer Flucht gewesen, gemacht, und die er in jener Nacht wiederholt habe, wo er ihn zu Potsdam zum letzten Male gesehen. Der Kronprinz gestand, daß das

alles wahr sei, und betheuerte, daß er, vom ersten Anfange seiner Verhaftung an, eine ernstliche Reue empfunden habe, die dem Könige unbekannt geblieben seyn müsse, weil er ihn sonst nicht zum Zeugen einer so grausamen Hinrichtung gemacht haben würde.

Nach mehreren Unterredungen dieser Art berichtete der Feldprediger dem Könige: „daß der Kronprinz sich bekehre, Gott und den König um Vergebung bitte, in der Bibel lese, sich seine Irrthümer in Ansehung der absoluten Gnaden-Wahl und der Fatalität benehmen lasse, und äußere: er habe sich in den Verhören der seinetwegen verordneten Commission sehr vergangen, wäre ihm aber, vom Anfange an, nur von Einem Menschen beweglich und ohne harte Drohungen zugeredet worden, so würde er nicht in solche Ausschweifungen gerathen seyn; er fürchte, daß er die Gnade des Königs nie wieder erlangen werde; denn er habe sie schon lange erbeten und sehe noch nicht die geringste Spur derselben."

Auf diesen Bericht antwortete der König am 8. Nov. „Der Feldprediger möchte nur fortfahren den Kronprinzen zu ermahnen, deß er die Sünden, die er gegen Gott, gegen seinen Vater und König und gegen sich selbst und seine Honeur darin begangen, daß er Geld geliehen, das

er nicht würde bezahlen können, und daß er habe desertiren wollen, bereue. Und da der Feldprediger auf sein Gewissen versichere, daß der Prinz sich zu Gott bekehre und seinen König, Herrn und Vater wegen alles Begangenen um Vergebung bitte, auch versichere, es thue ihm von Herzen leid, daß er sich nicht allemal seines Vaters Willen willigst unterworfen habe: so solle er ihm in seinem (des Königs) Namen andeuten, daß er ihn zwar noch nicht ganz pardonniren könne, daß er ihn aber aus unverdienter Gnade aus dem scharfen Arrest entlassen und ihm Leute zugeben werde, welche den Auftrag hätten über sein Betragen zu wachen."

Kaum war dies Schreiben eingelaufen: so erschien der Cabinets-Minister Grumbkow, um, im Namen des Königs, die Lage des Kronprinzen zu verändern. Die Nachwelt hat nichts von der Unterredung erfahren, welche dieser kluge und gewandte Staatsmann mit dem Kronprinzen hatte. Zu glauben aber ist, daß Herr von Grumbkow dem Kronprinzen alle die Aufschlüsse gab, welche dazu dienen konnten, ihn auf der einen Seite über sein Schicksal zu belehren, und ihn, auf der andern, zu beruhigen und zu einer verständigen Unterwerfung unter den Willen seines Vaters zu bewegen.

Die Veränderung, welche mit der Lage des Kronprinzen vorging, bestand zunächst darin, daß er, den 12. Nov. seiner Haft entlassen, die Erlaubniß erhielt, sich frei in der Stadt bewegen zu dürfen. Der König gab ihm hierauf den Titel eines Krieges- und Domänenrathes mit dem Befehl, den Vorträgen bei der Krieges- und Domänenkammer zu Cüstrin beizuwohnen, in ökonomischen Sachen zu arbeiten, Rechnungen abzunehmen, Acten nachzulesen und Auszüge aus derselben zu machen. Friedrich Wilhelm selbst fühlte, wie schwer dies einem Prinzen werden mußte, der bis dahin nur die besten französischen Schriftsteller gelesen und den Ueberrest seiner Muße mit musikalischen Beschäftigungen ausgefüllt hatte. Um nun gleichwohl seine Anordnung durchzusetzen, schickte er eine Commission, an deren Spitze der Geheimerath Thulemeier stand, nach Cüstrin, um den Prinzen dahin zu vereiden, daß er dem Willen des Königs in vollkommenen Gehorsam nachleben wolle. „Diesen Eid — so lautete die Instruction des Königs — solle er laut, deutlich und redlich nachsprechen und ehrlich halten: werde er aber wieder umschlagen und auf die alte Sprünge kommen, so solle er Krone und Kur bei der Succession, und, nach den Umständen, wohl gar das Leben verlieren.“

Die Commission nahm am 25. Nov. dem Kronprinzen den vorgeschriebenen Eid ab, worauf ihm sein Degen und Orden zurückgegeben wurde. Dem Degen fehlte indeß das Porte-Epee. Dieses erhielt der Kronprinz auf die Fürsprache des Feldpredigers Müller zurück; denn als dieser verständige Mann dem Könige treuen Bericht von allem, was ihm in Cüstrin begegnet war, abgestattet und darauf bemerkt hatte: „daß es den Kronprinzen kränke, kein Porte-Epee an seinem Degen zu haben, rief Friedrich Wilhelm freudig aus: „Ist den Fritz auch ein Soldat? — Nun das ist ja gut!"

Knapp war der Zuschnitt, nach welchem der Kronprinz leben sollte, doch fehlte es dabei nicht an herrlichen Genüssen. Er selbst wollte das braune Kleid, das er bei Katte's Hinrichtung hatte anlegen müssen, so lange tragen, als es zusammen halten würde; und kaum war dies bekannt geworden, als sich die Theilnahme an seinem Schicksale verdoppelte. Der Landadel der Neumark bewies ihm seine Aufmerksamkeit, indem er seine Tafel versorgte, und die französischen Ausgewanderten zu Berlin versah'n ihn mit Wäsche und Erfrischungen aller Art. Ein wunderbarer Instinkt sagte diesen Leuten, daß ein Prinz von so viel Geist und Herz nicht ein Verbrecher seyn könne.

Funfzehn Monate dauerte diese — soll man sagen, Verbannung oder Absonderung des Kronprinzen von allem, was ihm bis dahin lieb und theuer gewesen war? die Langeweile selbst aber trieb ihn zu einer Befreundung mit der Wirklichkeit, ohne welche seine erhabene Bestimmung nie erfüllt werden konnte. Auf der Bank der Kriegsräthe sitzend, lernte er das, was ihm bis dahin fremd geblieben war: nicht bloß das Staatsgetriebe und den Geschäftsgang, sondern auch die Geschäftsführung und die einzelnen Elemente derselben, kennen; mit einem Wort: alles was ihn in der Folge zu einem großen Administrator machte. Die Natur kennt tausend Wege für einen, um große Regenten ins Leben zu rufen; allein, einfach in allen ihren Verrichtungen, ist sie es auch in dieser, und ihr Mittel ist, genauer untersucht, nie ein anderes gewesen, als einen umfassenden Geist so mit der Wirklichkeit zu durchdringen, daß er in ihr lebt und webt; denn nur auf diese Weise läßt sich eine Herrschaft über Andere ausüben. Läßt sich nun durchaus nicht bestimmen, was aus den herrlichen Anlagen des Kronprinzen geworden seyn würde, wenn er seinen Neigungen und Liebhabereien überlassen geblieben wäre: so kann man die Strenge, womit sein Vater diese Neigungen und Liebhabereien bekämpfte, nur

loben, und den Ausspruch thun, daß ohne diese heilsame Gewalt, welche er dem Sohne anthat, dieser niemals Friedrich der Einzige geworden seyn würde. — Der große Fürst empfand dieß selbst so sehr, daß, als er in einem nicht beträchtlich vorgerücktem Alter die Denkwürdigkeiten der Brandenburgischen Geschichte schrieb, er das ehrenvolle Urtheil über seinen Vater mit folgenden merkwürdigen Worten schloß: „die häuslichen Verdrießlichkeiten dieses großen Fürsten haben wir mit Stillschweigen übergangen; man muß gegen die Fehler der Kinder in Betracht der Tugenden ihres Vaters einige Nachsicht haben *)."

Während der Kronprinz zu Cüstrin der Schöngeisterei entsagte und sich, auf eine angemessene Weise, auf die Ver-

*) Siehe die eben genannten Denkwürdigkeiten, Seite 373 der deutschen Uebersetzung. Die angeführten Worte stehen auf eine Weise da, daß der Leser nicht weiß, welchen Sinn er damit verbinden soll. Sie enthalten aber einen großen Sinn, wenn man weiß, welche Art des Bewußtseyns dem königlichen Geschichtschreiber dieß Geständniß entriß. Seine ganze Jugendgeschichte mit allem, was er der Strenge seines Vaters verdankte, war ihm gegenwärtig, als er jene Zeilen niederschrieb; und! wie hätte er in diesem Gefühle wohl umhin gekonnt, sich selbst und seiner ältern Schwester Unrecht zu geben? —

richtungen eines Souveräns vorbereitete, war Friedrich Wilhelm nur darauf bedacht, wie er die Wiederentstehung des alten Verhältnisses des Kronprinzen zu seiner Mutter und Schwester verhindern wollte. Vielleicht befürchtete er in dieser Hinsicht zu viel; allein ihn schreckte, was er, drei Jahre hindurch, von diesem Verhältnisse erlitten hatte. Die Wiederkehr desselben zu verhindern, gab es kein entscheidenderes Mittel, als — die endliche Vermählung der Prinzessin Wilhelmine. Diese bildete noch immer den Gegenstand der Zwietracht zwischen dem Könige und der Königin; die letztere konnte es nicht über ihren Stolz erhalten, ihre Lieblingstochter mit einem nachgebornen Prinzen zu vermählen, wie der Herzog von Sachsen-Weißenfels und der Markgraf von Schwedt waren; und eben deswegen setzte sie ihre geheime Unterhandlungen mit dem englischen Hofe fort, ohne damit einen Schritt weiter zu kommen. Endlich im Jahre 1731 bot sich die Aussicht zu einer Vermählung der Prinzessin Wilhelmine mit dem Erbprinzen des Markgrafthums Baireuth dar. Hier war ein unabhängiger Fürst des deutschen Reichs, ein naher Verwandter des Königlichen Hauses, ein Prinz, der sich in Paris (dieser damals hohen Schule für die vornehme Welt) gebildet hatte; und ob-

gleich die Markgrafen von Baireuth in ihren Vermögens-Umständen bedeutend zurückgekommen waren, so mußte doch auch in Betracht gezogen werden, daß die Prinzessin Wilhelmine bereits zwei und zwanzig Jahre zählte. Alle diese Rücksichten brachen den Eigensinn der Königin, während der König auf der Stelle entschlossen war, seine Tochter mit einem Erbfürsten zu verbinden, gegen dessen Charakter und Sitten sich nichts einwenden ließ.

Da die Prinzessin selbst nichts gegen den Bewerber um ihre Gunst einzuwenden hatte, und sich nach einem höhern Maße von Freiheit, als sie jemals an der Seite ihrer Mutter finden konnte, herzlich sehnte: so kam die Verbindung nur um so schneller zu Stande.

Es war am dritten Hochzeitstage der Prinzessin (den 23. Nov. 1731) als der Kronprinz in einem grauen Rocke in das Prachtzimmer trat, wo, nach der Beschreibung der Markgräfin von Baireuth, nicht weniger als 700 Paare Quadrillen aufführten. Seine Befreiung war endlich erfolgt und mit Entzücken sah die Neuvermählte einen Bruder wieder, dessen Schicksal sie nicht weniger geängstigt hatte, als das eigene. Doch wie sehr war dieser Bruder verändert! Es erfolgte ein rührender Auftritt, als die Schwester den Bruder zum Könige führte, sich zu dessen

Füßen warf und ihn bat, dem Unglücklichen seine Freundschaft wieder zu schenken. Die ganze Versammlung weinte, als der Vater den Sohn umarmte und die Tochter fragte: ob sie nun mit ihm zufrieden sei? Nur mit dem Bruder beschäftigt, überschüttete ihn die junge Markgräfin mit Liebkosungen aller Art; aber seine Erwiederungen waren kalt und frostig, und zu ihrem Erstaunen bemerkte die nur allzu lebendige Schwester sogar, daß er den Prinzen, seinen Schwager, mit einer bloßen Verbeugung abfand und auf alles um sich her mit Stolz und Ueberlegenheit hinblickte. Unstreitig fand sich der Kronprinz nach allem, was ihm seit funfzehn Monaten begegnet war, in dem Ballsaal nicht am rechten Orte; wenn sich aber auch seine Meinung von seiner Schwester verändert hatte, so war dieß eine nothwendige Folge des neuen Gedanken-Systems, das ernsthafte Beschäftigungen in ihm zu entwickeln nicht verfehlen konnten.

Ausgesöhnt mit dem Vater, vermied der Kronprinz höchst gewissenhaft alles, was zu einer neuen Entzweiung führen konnte. Nicht daß er seine frühere Liebhabereien ganz aufgegeben hätte; allein was sonst Hauptgeschäft gewesen war, verwandelte sich in ein Erholungsmittel, und so geschah es, daß seine entschiedene Hinneigung zum Ur-

bildlichen, durch die Beschäftigung mit dem Wirklichen nicht nur nicht verdrängt, sondern sogar gestärkt wurde. Derselbe Prinz, für welchen die französische Poesie eine Leidenschaft geworden war, stattete, als Inhaber eines Garnison-Regiments, seinem Vater wöchentlich die ernsthaftesten Berichte ab, und vergaß gewiß keine Einzelnheit, von welcher sich glauben ließ, daß sie den Vater ansprechen könne. Mit den Neigungen, welche seine früheste Erziehung ihm gegeben hatte, entfernte er von sich alles, was nicht dazu paßte, und zog dagegen an sich, was ihnen entsprach; da aber Die, deren Umgang er ausschließend liebte, nur Personen von höherer Bildung seyn konnten: so erweiterte sich sein Gesichtskreis von einem Tage zum andern, und Europa erstaunte, als es nach wenigen Jahren einen Prinzen in ihm kennen lernte, der nur geboren schien, um die Welt mit Achtung für sich zu erfüllen.

Ruppin war vom Schlusse des Jahres 1731 an der gewöhnliche Aufenthalt des Kronprinzen; denn hier war sein Regiment in Garnison. Ausgestattet mit einem tiefen Gefühl für Naturschönheiten, machte er bald die Entdeckung, daß Rheinsberg (ein kleines Städtchen, zwei Meilen von Ruppin) vortrefflich geeignet sei, jenes Ge-

fühl zu befriedigen, und die Folge davon war, daß er sich daselbst ein Landhaus von größerem Umfange bauen ließ. Dieses Landhaus war bis zum Jahre 1740 der Wohnsitz der Musen.

Ehe es fertig war, begleitete der Kronprinz den König im Jahre 1734 nach dem Rhein, wo zwischen den Kaiserlichen und Franzosen wegen des Großherzogthums Toskana und anderer italienischer Gebiete gestritten wurde, auf welche Oesterreich gerechte Ansprüche machte. Noch lebte der Prinz Eugen von Savoyen; und er war es, der die Kaiserlichen in Verbindung mit einer Reichs-Armee, zu welcher auch Preußen ein nicht unbedeutendes Contingent hatte stoßen lassen, gegen die Franzosen anführte. Die Erfolge waren aber nicht glänzend, und die Feindseligkeiten zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich endigten mit den Friedens-Präliminarien vom 3. October 1735.

Friedrich Wilhelm, schon damals von der Wassersucht heimgesucht, blieb nicht lange bei dem Heere, sondern ging über Cleve nach Potsdam und Berlin zurück. Länger hielt der Kronprinz aus, nur daß auch er sich mit dem Eintritte des Herbstes von 1734 nach Berlin zurückwendete. Auf dieser Rückreise besuchte er seine Schwester

Wilhelmine, die ihn noch weit mehr verändert fand, als nach seiner Rückkehr von Cüstrin.

Eines Nachmittags, wo beide allein waren, sagte er zu ihr: „Unser Vater nähert sich seinem Ende und wird vielleicht nicht diesen Monat (October) überleben. Wohl erinnere ich mich der großen Verheißungen, die ich der geliebten Schwester gemacht habe; allein ich kann sie nicht erfüllen. Ich werde Dir die Hälfte der Summe lassen, welche der König Euch geliehen hat: ich glaube, daß du Ursache hast, damit zufrieden zu seyn; denn es sind 100,000 Thaler, die du behältst. Man wird darüber erstaunen, wenn man mich ganz anders handeln sieht, als man vorausgesetzt hat; denn man bildet sich ein, daß ich den Schatz verschwenden werde. Doch davor werde ich mich hüten; ich werde mein Heer vermehren und alles auf demselben Fuß lassen. Die Königin, meine Mutter, werde ich mit Ehrenbezeigungen überschütten; aber ich werde nicht erlauben, daß sie sich in Regierungsgeschäfte mische."

Die Markgräfin war nicht wenig erstaunt, ihren Bruder so reden zu hören.

Er befand sich in einem Alter von 23 Jahren, als er diese Sprache führte. Die Erwartung, welche er von dem nahen Tode seines Vaters hegte, blieb indeß unerfüllt; denn

Friedrich Wilhelm lebte noch mehrere Jahre, wenn gleich mit sichtbarem Verfalle seiner Gesundheit.

Ohne Ungeduld setzte der Kronprinz die angenehme Lebensweise fort, die er seit drei Jahren angefangen hatte; und nicht wenig wurde der Reiz derselben durch den Aufenthalt in Rheinsberg (von ihm scherzweise Remusberg genannt) erhöht.

Die Verbindung, worein er seit dem Sommer des Jahres 1733, mehr um den Wunsch seines Vaters zu erfüllen, als um ein Bedürfniß seines Herzens zu befriedigen, mit der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Wolfenbüttel getreten war, trug nicht zur Verschönerung seines Lebens bei. Die sanften Tugenden dieser Prinzessin paßten sehr wenig zu dem feurigen Temperamente und dem hochstrebenden Geiste des Kronprinzen; und die Verbindung mit ihr konnte nur eine verfehlte Ehe genannt werden, in welcher der Prinzessin der Trost blieb, daß jede andere Gemahlin an ihrer Stelle noch weit lästiger gewesen seyn würde. Giebt es Charaktere, die sich in dem ehelichen Verhältnisse nach ihrer ganzen Schönheit entfalten, so gehörte der Kronprinz nicht zu denselben; und wer ein treues Bild von Friedrich dem Zweiten in sich trägt, befindet sich in der Unmöglichkeit bestimmen

zu können, bis zu welchem Grade der Charakter dieses außerordentlichen Monarchen hätte abgeändert werden müssen, um auch den guten Ehemann in sich aufzunehmen.

In weiter Ferne suchte der Kronprinz die Gegenstände seiner Liebe und Verehrung. Voltaire's Ruhm hatte angefangen sich über Europa zu verbreiten; die vorzüglichste Grundlage desselben war die Henriade. Dem Kronprinzen, der dieses Heldengedicht beinahe auswendig gelernt hatte, erschien der Verfasser desselben als ein Mann von göttlichem Geiste. So weit ging seine Bewunderung für Voltaire, daß er ihn über alle Epiker der Vorzeit, selbst über Homer und Tasso, setzte, und in heiliger Scheu lange Bedenken trug, sich dem erhabenen Sänger Heinrichs des Vierten zu nähern. Im Jahre 1736 wurde diese Scheu zuerst überwunden. Der Kronprinz schrieb an Voltaire, der sich damals zu Cirey aufhielt; und aus dieser ersten Annäherung entwickelte sich ein Briefwechsel, der an Innigkeit des Vertrauens, gegenseitiger Achtung und Hingebung, schwerlich jemals seines Gleichen gehabt hat. Mehrere Briefe des Kronprinzen beweisen, daß er sein Verhältniß zu Voltaire wie eine verstohlne Liebe behandelte, von welcher sein Vater nichts erfahren sollte; denn nicht ge-

nug, daß er den Briefwechsel mit dem französischen Gelehrten unter fremden Aufschriften führte, verbarg er auch jeden angelangten Brief desselben mit der höchsten Sorgfalt. Voltaire, seiner Seite, legte in den Briefwechsel mit dem Kronprinzen alle Zartheit eines gebildeten Mannes, der es fühlt, wie nützlich er sich dadurch machen kann, daß er in edlen Vorsätzen bestärkt und eine große Bestimmung erfüllen hilft.

Begeistert von dem Gedankenverkehr mit dem Schöpfer so vieler Meisterwerke, schrieb der Kronprinz, in einem Alter von noch nicht fünf und zwanzig Jahren, jene Abhandlung, welche unter dem Titel: Betrachtungen über den politischen Körper Europa's seinen nachgelassenen Werken einverleibt worden ist, und folglich noch jetzt beweist, welche umfassende Kenntnisse er sich bereits in jenem Alter erworben hatte. Aus derselben Quelle floß sein Anti-Machiavel, von Voltaire zuerst herausgegeben: ein Werk, das zwar nicht in dem Lichte einer Widerlegung des Fürsten Machiavel's betrachtet werden kann, aber als Ausdruck der Gesinnungen eines rechtmäßigen Thronerben über alles Lob erhaben ist. Viele andere Geisteserzeugnisse waren die glücklichen Früchte der Muße, welche der Kronprinz zu Rheinsberg

im

im Umgange mit selbstgewählten Gelehrten und im stetigen Briefwechsel mit Voltaire genoß. Ausgesöhnt mit dem Staatsminister von Grumbkow, unterhielt er auch mit diesem einen ununterbrochenen Briefwechsel, worin der Minister ihn von allem unterrichtete, was in Beziehung auf Preußen in der europäischen Welt vorging, der Prinz, seiner Seite, durch eben so richtige als feine Bemerkungen antwortete. Dieser Briefwechsel (der unstreitig noch jetzt aufbewahrt wird) dauerte bis zum Jahre 1739, wo der Herr von Grumbkow starb, und war in sich selbst ein schlagender Beweis, daß der Kronprinz über diesen Mann ganz anders urtheilte, als seine Schwester, die Markgräfin von Baireuth.

Immer näher rückte indeß der Zeitpunkt, wo der Kronprinz der Welt zeigen sollte, wie viel ein kräftiger Geist, der die Wirklichkeit durchdrungen hat, über seine Zeitgenossen vermag.

Friedrich Wilhelm, von der Wassersucht gequält, näherte sich seinem Ende; und sein Tod erfolgte den 31. Mai 1740.

Der Kronprinz war dabei zugegen.

„Freitag Abends — so schrieb er darüber an Voltaire — langte ich in Potsdam an, wo ich den König

in einer solchen Lage fand, daß ich mir aus seinem nahen Tode kein Geheimniß machen konnte. Er bewies mir sehr viel Wohlwollen und sprach eine starke Stunde über die inneren und äußeren Angelegenheiten des Königreichs mit seltener Richtigkeit des Urtheils. Den Sonnabend, Sonntag und Montag setzte er diese Unterredung fort, in sein Schicksal höchst ergeben, seine unendliche Schmerzen mit der größten Standhaftigkeit ertragend. Dienstag, Morgens 5 Uhr legte er die Regierung in meine Hände, und nahm Abschied von meinen Brüdern, von den vornehmsten Beamten und von mir. Die Königin, meine Brüder und ich haben ihm in seinen letzten Stunden beigestanden. Mit dem Stoicismus eines Cato ertrug er seine Qualen, und starb mit der Neugierde eines Physikers, der beobachten will, was in dem Augenblicke des Hinscheidens geschieht — und mit dem Heldsinne eines großen Mannes, der den Seinigen ein Beispiel zur Nachahmung hinterlassen will.“

Der Kronprinz, in einem Alter von 28 Jahren und etwa 6 Monaten, auf den Thron seiner Väter gelangt, nahm, als König, die Benennung „Friedrich der Zweite“ an.

Erreicht in der Regel nur Derjenige eine höhere Bildung des Geistes, der, vom Schicksal streng erzogen, anhaltend genöthigt ist, den Mittelweg zwischen entgegengesetzten Richtungen zu suchen: so darf man von diesem Könige sagen, daß er mit einer seltenen Vollendung in die Reihe der Herrscher trat.

„Mein Leben — so sprach er in einem Briefe an Voltaire vom 14. September 1738 — ist nur ein Gewebe von Bekümmernissen gewesen, und die Schule der Widerwärtigkeit macht vorsichtig, verschwiegen und mitleidig; man wird aufmerksam auf die kleinsten Schritte, wenn man die Folgen überlegt, welche sie haben können, und gern erspart man Andern den Kummer, den man selbst gehabt hat."

Im Grunde hatten alle seine sanften Neigungen durch den Widerstand, auf welchen sie gestoßen waren, nur an Innigkeit und Stärke gewonnen; und indem sein Wohlwollen sich gleich geblieben war, bedurfte es für ihn nur der Gelegenheit, um die Welt auch in jeder Beziehung zu überraschen. Diese konnte jetzt nicht länger ausbleiben. In der Einsamkeit hatte er den Pflichten eines Regenten nachgegrübelt und sich Grundsätze gebildet, die zur Überlegenheit führten. Unter Deutschlands Fürsten der

erste, welcher der rohen Leidenschaft, der Unwissenheit und Bösartigkeit die heilige Schaam aufdrang, mußte er früh als der Genius seines Zeitalters erscheinen; und da ein Charakter seiner Art, selbst durch die Gewalt, welche er ausübt, zur Unveränderlichkeit bestimmt wird: so ist es wohl kein Wunder, wenn Friedrich der Zweite in dem sechs und vierzigjährigen Laufe seiner Regierung allen Zeitgenossen immer als ein Wesen höherer Gattung erschien.

Wer die Geschichte dieses Königs zu schreiben übernimmt, setzt sich nur der Gefahr aus, nicht zu vollenden, weil er nicht verfehlen kann, in ein Meer von Begebenheiten zu gerathen, worin er sich nothwendig verlieren muß. Dieser Gefahr sind wir zwar weniger ausgesetzt, weil wir im Wesentlichen nur das Verhältniß des Monarchen zu der Hauptstadt darzustellen haben; indeß entbindet uns nichts der Pflicht, die Hauptbegebenheiten zu berühren: denn nur auf diese Weise können die Fortschritte, welche die Hauptstadt in ihrer Entwickelung machte, in das gehörige Licht treten.

Drei Handlungen zeichneten die Regierung Friedrichs des Zweiten, bei ihrem ersten Beginnen, aus. Die eine war, daß er das Ministerium seines Vaters nicht verän-

derte; er täuschte hierdurch die Erwartung aller Derjenigen, die durch ihn empor zu kommen gewähnt hatten, und rechtfertigte sein Verfahren bei sich selbst durch die Überzeugung, „daß Männer, welche seinem Vater mit Treue gedient hätten, ihm nicht minder treu seyn würden.“ Die zweite war, daß er das stehende Heer mit sechzehn Bataillonen, fünf Schwadronen Husaren und einer Schwadron Gardes dü Corps vermehrte: eine Maaßregel, die man ihm bei seiner Abneigung vom Militair am wenigsten zugetrauet hatte. Die dritte endlich war, daß er, um die im Jahre 1700 gestiftete, von Friedrich Wilhelm dem Ersten aber durchaus vernachlässigte Akademie der Wissenschaften wieder herzustellen, Männer wie Christian Wolf, Euler, Maupertuis, Vaucanson und Algarotti in seine Nähe zog *).

*) Es haben sich viele Denkwürdigkeiten erhalten, aus welchen hervorgeht, wie viel dem jungen Könige daran gelegen war, vorzügliche Geister um sich her zu versammeln. Sechs Tage nach seiner Thronbesteigung erließ er folgendes Cabinets-Schreiben an den Consistorial-Rath Reinbeck:

„Würdiger besonders lieber getreuer. Ihr habt nochmals an den Regierungsrath Wolff zu schreiben, ob er sich nunmehro nicht entschließen könne, in meine

Unmittelbar nach der Huldigung in Königsberg und Berlin, stiftete er den Orden für das Verdienst, statt des von Friedrich dem Ersten gestifteten Ordens de la Generosité, der unter der vorigen Regierung

---

Dienste zu gehen, und würde Ich Ihm alle raisonnable Conditiones accordiren. Ich bin

Euer wohlaffectionirter König.

Charlottenburg den 6. Juni 1740.

Eigenhändig schrieb der König darunter:

„Ich bitte ihm sich umb des Wolfen mühe zu geben. Ein mensch der die Wahrheit sucht und sie liebet muß unter aller menschlicher Gesellschaft verehrt gehalten werden, und glaube ich das er eine Conquête im Lande der Wahrheit gemacht hat, wenn er den Wolf hierher persuadiret."

Friedrich.

Ein zweites Cabinets-Schreiben in dieser Angelegenheit lautet:

Würdiger besonders lieber getreuer. Ich habe aus Eurem Schreiben vernommen, wie der Regierungsrath Wolff Meine Dienste annehmen will, welches Mir lieb ist. Ich bin entschlossen Ihn in Berlin zu Aufnahme der Societät der Wissenschaften zu placiren und kann er daselbst gleichfalls seine lectiones halten, weil es ihm an Zuhörern nicht fehlen wird. Ich will Ihm auch ein Tractament von 2000 rthlr. geben, wobei er sein gutes Auskommen und zugleich mehrere

durch eine allzu freigebige Austheilung seinen Werth verloren hatte. Im Allgemeinen genommen aber entsprach seine Thätigkeit der Größe seiner Entwürfe. Erholung gab es für ihn nur in dem Wechsel der Beschäftigung. „Du hast Recht, schrieb er an Jordan, wenn du glaubst, daß ich viel arbeite; ich thue es, um zu leben; denn nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode, als der Müßiggang.“ Der früh entworfene Plan seines Lebens blieb unverändert, bis an sein Ende. Nichts aufzuschieben, war sein Grundsatz, von welchem weder Müdigkeit, noch schlechtes Wetter, noch irgend eine Lieblingsneigung ihn abbringen konnten. Im Sommer stand er schon des Morgens um 4 Uhr auf; und von dem Augenblick an, wo er das Bette verlassen hatte, bis zu dem, wo er sich nieder-

---

Bequemlichkeiten, als zu Marpurg, haben dürfte. Ihr könnet ihm davon Nachricht geben und ich bin

Euer wohlaffectionirter König.

Eigenhändig:

„Wann der Wolf hier kommen wird, so hat er keine Schwierigkeit, den Unsere Accademie mus nicht zur parade, sondern zur Instruction sein.“

Charlottenburg (ohne Datum). Friedrich.

An den Consist. Rath Reinbeck.

legte, war er gestiefelt. Zum An- und Auskleiden bediente er sich keiner fremden Hülfe. Sein erster Gang war an den Schreibtisch, auf welchem er die eingegangenen Briefe fand. Die wichtigeren las er selbst; von den minder wichtigen mußte ein Cabinetsrath Auszüge machen. Inzwischen vernahm er den Rapport der Offiziere, ertheilte Befehle, trank Kaffe und griff zur Flöte. Wohl zwei Stunden lang ging er blasend von dem einen Zimmer in das andere, und oft erzählte er, wie ihm, mitten unter diesen Phantasiren, ernste Gedanken und neue Entschlüsse über die wichtigsten Gegenstände in die Seele träten. Wenn er die Flöte weglegte, traten die Cabinetsräthe mit ihren Excerpten ein. Er sagte sodann, was auf jedes Schreiben, auf jede Eingabe der Ministerien geantwortet werden sollte, und schrieb wohl selbst einige lakonische Worte an den Rand. Nach Beendigung der Cabinetsgeschäfte zog er die Uniform an, nahm ein Buch zur Hand, oder schrieb Briefe. Mit dem Schlag 12 Uhr ging er zur Tafel, deren Freuden ihm nichts weniger als gleichgültig waren, und die er eben deswegen selbst anordnete. Geistige Genüsse würzten dieselbe noch mehr. Seine Tischgesellschaften sind berühmt; er wählte dazu die geistreichsten und gebildetsten Offiziere, und half dadurch nach, daß er französische Schön-

geister einmischte. Die Unterhaltung wurde in französischer Sprache geführt, und er selbst leitete dieselbe mit immer gleicher Laune, indem Gedächtniß und Witz ihm nie ihren Beistand versagten. Nach der Tafel blies er wieder eine halbe Stunde die Flöte, und unterzeichnete sodann die Cabinets-Befehle und Antworten, trank Kaffe und besah seine Garten-Anlagen. Die Stunden von 4 bis 6 waren seinen schriftstellerischen Arbeiten gewidmet. Hierauf folgte ein einstündiges Concert, nach dessen Beendigung die Abendmahlzeit ihren Anfang nahm. Diese dauerte in der früheren Periode seiner Regierung nicht selten bis um Mitternacht, und Voltaire selbst gesteht, daß sie platonische Gastmähler gewesen sind. Späterhin entsagte der König dem Essen zu Nacht, und verwandelte diese Gastmähler in Lesestunden, in denen er sich mit dem einen oder dem andern Gelehrten über das Gelesene unterhielt.

So war das Leben dieses großen Königs, der die Menschlichkeit als die erste aller Tugenden betrachtete, und nicht lange vor dem Antritte seiner Regierung an Voltaire schrieb:

„Ein Fürst ist in Beziehung auf sein Volk, was das Herz in Hinsicht der mechanischen Zusammensetzung des Körpers ist: er empfängt das Blut aus allen Glie-

dern und führt es in die äußersten Theile zurück; er empfängt die Treue und den Gehorsam seiner Unterthanen, und giebt ihnen dafür Überfluß, Wohlfahrt, Ruhe, so wie alles, was zum Wohl und zum Wachsthum der Gesellschaft beitragen kann."

Friedrichs erste große Unternehmung war ein Krieg gegen das Haus Österreich. Seine Beweggründe dazu hat er in seinen hinterlassenen Werken der Nachwelt mit eben so viel Wahrheit als Umständlichkeit entwickelt; sie treffen in dem Punkte zusammen, daß ein Königreich, wie Preußen im Jahre 1740 war, keine Gewähr für seine Fortdauer hat.

Die Veranlassung zum Kriege gab die Erbfolge Karls des Sechsten, letzten männlichen Sprößlings von dem Hause Habsburg-Österreich, welcher den 20. Oct. 1740 gestorben war. Dieser Kaiser hatte, wie oben angedeutet worden, seit dem Jahre 1713 eine unter der Benennung: pragmatische Sanction, bekannte Erbfolge-Ordnung publicirt, nach welcher, bei Ermangelung männlicher Nachkommen in seiner Linie, seine Töchter ihm, vorzugsweise vor den Töchtern seines Bruders, Kaiser Jo-

sephs des Ersten, succediren sollten, und zwar so, daß die ältere der jüngern vorginge, und die Erbin aller seiner Staaten würde. Angelegentlich hatte er dafür gesorgt, daß dieses Hausgesetz nicht bloß von den verschiedenen Ständen der österreichischen Erblande, sondern auch von den Töchtern Josephs des Ersten und deren Gemahlen (den Kurfürsten von Sachsen und Baiern) ja selbst von den vornehmsten Mächten Europas war genehmigt worden.

Wie geschäftig er aber auch gewesen war, die Rechte seiner älteren Tochter Maria Theresia zu sichern: so hatte er doch alles verabsäumt, was diesen Rechten hätte Nachdruck geben können. Der schlechte Zustand, worin er bei seinem Tode die Finanzen und das Heer zurückließ, machten mehreren Prätendenten Muth, der obengenannten Prinzessin die Erbfolge streitig zu machen. Dahin gehörten der Kurfürst von Baiern und der König von Polen, als Kurfürst von Sachsen. Auch Spanien machte Ansprüche auf die Königreiche Böhmen und Ungarn, und gründete dieselben auf einen Vertrag zwischen Philipp dem Dritten und Ferdinand dem Zweiten vom Jahre 1617, nach welchem, im Falle daß Ferdinand's männliche Nachkommen ausgingen, jene beiden

Königreiche an Philipp's des Dritten Descendenten fallen sollten; die wahre Absicht dieser Ansprüche aber war, entweder Frankreich zu einem Bündnisse gegen England zu vermögen, oder um dem Sohne Philipp's des Fünften, dem Infanten Philipp, auf Kosten des österreichischen Hauses Besitzungen in Italien zu verschaffen. Der König von Sardinien verlangte Mailand.

Ehe irgend einer von diesen Prätendenten mit seinen Ansprüchen hervor trat, machte Friedrich der Zweite diejenigen geltend, welche er auf mehrere Herzogthümer und Fürstenthümer in Schlesien hatte: Besitzungen, die, wie er behauptete, seinen Vorfahren, ungerechter Weise, von dem Hause Österreich wären entrissen worden. Während also ein preußischer Gesandter nach Wien ging, um der Königin von Ungarn den Vorschlag zu thun, ob sie nicht etwa in Güte die in Anspruch genommenen Fürstenthümer dem Könige herausgeben und ihn dafür zum Freunde, und, bei der bevorstehenden Kaiserwahl, seine Kurstimme für ihren Gemahl (Franz Stephan von Toscana) haben wolle, rückte den 16. Dec. 1740 ein Heer in Schlesien ein, das, von allen Truppen entblößt, keines andern Widerstandes fähig war, als dessen, den seine Festungen Glogau, Brieg und Neiße leisteten. Diese

wurden eingeschlossen, und Breslau erhielt das Versprechen einer strengen Neutralität, wenn es seinen Dom zur Anlegung eines Magazins einräumen wollte: eine Bedingung, die es mit Freuden annahm.

Ohlau, Namslau und Ottmachau fielen im Laufe des Januars 1741 in die Hände der Preußen. Nicht so die oben genannten Festungen.

Inzwischen hatte Maria Theresia Anstalten zur Wiedereroberung Schlesiens getroffen: mit einem ansehnlichen Heere rückte der Feldmarschall Neuperg, von Ollmütz aus, in Oberschlesien ein. Glogau war seit dem 10. März mit Sturm genommen, als, einen Monat darauf, die Preußen bei den Dörfern Mollwitz, Grünern und Heningen auf die Österreicher stießen, welche nach Ohlau vordrangen, um daselbst das Hauptmagazin und die starke Artillerie zu nehmen, welche der König dorthin versetzt hatte. Es wäre nicht unmöglich gewesen, die Österreicher zu überraschen: allein, indem die Preußen eine regelrechte Schlacht liefern wollten, gaben sie Jenen Zeit, sich in Schlachtordnung zu stellen. Der Kampf dauerte von 2 Uhr Nachmittags bis zum Einbruch der Nacht. Die Preußen von dem Feldmarschall Schwerin angeführt, siegten auf's vollständigste durch den Muth und die Gei-

stesgegenwart des Erbprinzen Leopold von Dessau, der, als Schwerin verwundet war, den Oberbefehl übernommen hatte. Zehn Schwadronen, die noch zu rechter Zeit von Ohlau ankamen, bestimmten den österreichischen Feldherrn zum Rückzug hinter Neiße.

Diese gewonnene Schlacht veränderte plötzlich die Ansichten und Entschlüsse der europäischen Mächte, welche in Friedrich bisher einen Verwegenen, wo nicht einen bloßen Abenteurer gesehen hatten. Im Lager des Königs bei Mollwitz erschien, von dem Cardinal Fleury, damaligen Regierer Frankreichs, gesandt, der Marschall Belleisle, und that Vorschläge zu einer geheimen Allianz. Zwar hatte Frankreich dem verstorbenen Kaiser die pragmatische Sanction verbürgt; allein die Gelegenheit, welche sich zur Entkräftung des Hauses Österreich darbot, war allzu verführerisch, als daß der französische Hof ihr lange hätte widerstehen können. Seinem Entwurfe nach sollte die Kaiserwürde auf den Kurfürsten Karl Albrecht von Baiern übergehen, welcher, nach dem Beispiele Friedrich's, Anstalten traf, seine Ansprüche auf einen Theil der kaiserlichen Erblande mit gewaffneter Hand geltend zu machen.

Friedrich trat diesem Entwurfe mit Freuden bei,

verlangte aber vor der Hand noch strenge Verschwiegenheit.

Zur Unterstützung des Kurfürsten von Baiern erschien demnach ein französisches Hülfsheer, welches die Eroberung Ober-Österreichs und des Königreichs Böhmen befördern sollte. Inzwischen glückte es dem Marschall von Belleisle auch, den Kurfürsten von Sachsen mit in das Bündniß gegen Maria Theresia zu ziehen, das von jetzt an drohend genug war, um ein weibliches Herz mit Bangigkeit zu erfüllen; denn der vollständige Zweck der Coalition war jetzt kein geringerer, als dem Kurfürsten von Baiern Ober-Österreich, Böhmen, Tyrol, Breisgau und die Kaiserwürde, dem Könige von Preußen Niederschlesien, dem Kurfürsten von Sachsen Oberschlesien und Mähren, und dem Könige von Spanien Parma und Piacenza zu verschaffen. Damit Rußland sich nicht in diese Angelegenheit mischen möchte, mußte Schweden, von französischem Gelde unterstützt, dieser Macht den Krieg erklären; und um England von einer Allianz mit Maria Theresia abzuhalten, bedurfte es nur der Annäherung eines französischen Heeres an die Gränzen Hannovers: eine Maßregel, welche Georg den Zweiten zur Schließung eines Neutralitäts-Vergleichs bewog.

Gedeckt für seine gewagte Unternehmung, setzte Friedrich den Krieg mit dem Feldmarschall Neuperg in Schlesien fort. Ein Versuch des Letzteren, Breslau wegzunehmen, mißlang durch die Vorsicht der preußischen Generale; aber eben so sehr mißlangen Friedrichs Bemühungen, den österreichischen Oberfeldherrn zu einer entscheidenden Schlacht zu bewegen. Mit abwechselnden Glücke wurde der kleine Krieg geführt und in diesem zeichnete sich Ziethen so sehr aus, daß er innerhalb weniger Wochen vom Oberst-Wachtmeister zum Chef eines Husaren-Regiments erhoben wurde. So verstrich das Jahr 1741 für Preußen.

Vereinigt mit dem französischen Heere unter den Befehlen des Marschalls von Belleisle, ging indeß der Kurfürst von Baiern auf Österreich los. Da ihm nichts entgegen stand, so hielt er den 3. September seinen Einzug in Linz, wo er sich als künftigen Erzherzog von Österreich huldigen ließ. Die Hauptstadt gerieth darüber in Schrecken und der Hof flüchtete sich mit Archiv und Kostbarkeiten nach Presburg. Es hing nur von dem Kurfürsten ab, ob er nach Wien vordringen wollte; die Eifersucht gegen den Kurfürsten von Sachsen aber bewog ihn, der nur noch zwei Tagemärsche von Wien war, plötzlich um-

umzukehren und sich nach Böhmen zu wenden. Im November kam er vor Prag an, das er in der Nacht vom 26. zum 27. fast ohne allen Widerstand eroberte, und wo er sich zum Könige von Böhmen ausrufen ließ.

So vielen Feinden nicht gewachsen, beschloß Maria Theresia, auf den Rath der Engländer, den König von Preußen für sich zu gewinnen. Der zu Klein-Schellendorf (den 9. Oct. 1741) gemachte Antrag lautete dahin, daß zwischen Österreich und Preußen bis zum Friedensschlusse ein geheimer Waffenstillstand bestehn, und daß im künftigen Frieden ganz Schlesien bis auf Troppau und Jägerndorf an Preußen abgetreten werden sollte.

Friedrich nahm diesen Antrag unter der Bedingung der heiligsten Verschwiegenheit an.

Eine solche paßte indeß nicht zu den Entwürfen des Wiener Cabinets. Nur um den Saamen der Zwietracht unter den Verbündeten auszustreuen, war jener Antrag gemacht worden; und da man diesen Endzweck nur dann erreichen konnte, wenn man die Bedingung des Königs nicht erfüllte: so ward nur allzu bekannt, wozu er sich hatte bereit finden lassen. Hierüber aufgebracht, beschloß Friedrich, sich nicht an sein Versprechen zu binden, sondern im nächsten Feldzuge mit vollem Ernste auf

Österreich loszugehen. Das Vertrauen der Sachsen und Baiern wieder zu gewinnen, mußte er sich zu einer Reise nach Dresden und Prag entschließen. Zu Ollmütz, das der Feldmarschall Schwerin am 26. Decbr. 1741 besetzt hatte, erhielt er die Nachricht, daß der Kurfürst von Baiern am 24. Januar 1742 zu Frankfurt zum Kaiser gewählt sei.

Inzwischen hatte Maria Theresia den Beistand der Ungarn gefunden. Fünfzehntausend Edelleute führten einen unermeßlichen Schwarm von Croaten, Panduren und Wallachen nach Deutschland, während in Tyrol und im Breisgau sich andere Heerhaufen sammelten. Bald sahen sich die Baiern und Franzosen aus Österreich verdrängt; den 23. Jan. 1742 räumten 15000 Franzosen die Festung Linz, und an dem Tage wo Karl der Siebente zu Frankfurt gekrönt wurde, besetzte der österreichische General Bärenclau die Hauptstadt Baierns.

So glückliche Erfolge wirkten bald auf die Preußen und Sachsen zurück, welche mit der Belagerung von Brünn beschäftigt waren. Der Prinz Alexander von Lothringen erhielt den Befehl, Brünn zu entsetzen und den Preußen und Sachsen eine Schlacht zu liefern. Friedrich wollte den österreichischen General in einem festen

Lager bei Bohortitz erwarten; hiermit aber war der Anführer der Sachsen nicht einverstanden. Der Streit zwischen beiden endigte sich damit, daß die Sachsen, auf den Ruf des französischen Generals Broglio, nach Prag gingen, und daß die Preußen, verstärkt durch die Truppen, an deren Spitze der alte Fürst von Dessau stand, ein festes Lager bei Olmütz bezogen, indeß der Überrest des preußischen Heeres zwischen der Elbe und der Sassava cantonirte. In dieser Stellung erwartete Friedrich den Angriff des Prinzen von Lothringen.

Auf die Nachricht, daß dieser Prinz über Deutschbrod und Zwickau in Anmarsch sei, um die preußischen Magazine in Podiebrad und Nienburg wegzunehmen, setzte sich der König den 15. Mai mit einer zahlreichen Vorhut in Bewegung, und befahl dem Prinzen Leopold, ihm mit dem Hauptheere langsam zu folgen. Kaum aber war er in Kuttenberg angelangt, als sich der Prinz von Lothringen rechts wendete, und auf den Prinzen Leopold losging, dem nichts weiter übrig blieb, als Anstalten zu seinem Empfange zu treffen. Noch in der Nacht ward der König zurückgerufen. Er kam am 17. Mai Morgens um 8 Uhr mit dem Vortrabe an, als beide Heere sich bereits

in Schlachtordnung gestellt hatten und das Treffen bei Chotusitz seinen Anfang nehmen sollte.

In demselben entschied nichts so sehr, als die Artillerie der Preußen; die Kunst der beiden Oberfeldherrn hatte keinen Antheil an dem Erfolge des Tages. Rasch und unverhofft erklärte sich der Sieg für die Preußen, nachdem der Kampf drei Stunden gedauert hatte. Achtzehn Kanonen, zwei Fahnen und 1200 Gefangene waren die Trophäen eines Kampfes, an welchem das Fußvolk beinahe gar keinen Theil nahm; denn nur vier Regimenter waren zum Schusse gekommen.

Ein Frieden mit Österreich war die glückliche Folge dieses Sieges, auf welchen Niemand weniger stolz war, als Friedrich.

Unfähig, allen ihren Gegnern zu gleicher Zeit die Stirn zu bieten, dachte Maria Theresia, nach dem bei Chotusitz erlittenen Unfalle, nur darauf, wie sie den gefährlichsten von allen für sich gewinnen wollte. Die nöthigen Einleitungen wurden getroffen; ohne Zeitverlust begab sich Lord Hindford zum zweiten Male nach Breslau, wo er mit dem preußischen Cabinets-Minister, Grafen von Podewils, unterhandelte; und schon den 11. Juni 1742 unterzeichneten beide daselbst die Friedens-

Präliminarien. Der völlige Friede kam den 28. Juli desselben Jahres in Berlin zu Stande. Die Hauptpunkte desselben waren: daß die Königin von Ungarn dem Könige von Preußen Ober- und Niederschlesien, nebst der Grafschaft Glatz (ausgenommen die Städte Troppau und Jägerndorf und das diesseits der Oppa gelegene hohe Gebirge) abtrat; und daß der König von Preußen die Abbezahlung der von den Engländern pfandweise auf Schlesien geliehenen 1,200,000 Rthlr. übernahm.

So trat eine Pause ein. Von dem Schatze, den Friedrich Wilhelm zurückgelassen hatte, waren nur noch 150,000 Rthlr. übrig; und um den Krieg mit so geringen Hülfsmitteln fortzuführen, hätte Friedrich seine Unterthanen nicht länger mit schweren Steuern verschonen können. Hauptsächlich dieser Gedanke machte ihn gleichgültiger gegen das Urtheil seiner Verbündeten, die, wie er sich selbst sagte, unter gleichen Umständen kein Bedenken getragen haben würden, ihn ihrem Vortheile aufzuopfern.

Mit Entzücken zu Berlin empfangen, richtete Friedrich seine ganze Aufmerksamkeit auf die Erhaltung dessen, was er mit einem so geringen Aufwande von Kraft, in einem Kriege von so kurzer Dauer erworben hatte. Er vermehrte sein Heer um 18000 Mann, ließ fünf schie-

sische Festungen verstärken, und wußte durch eine Sparsamkeit, die schwerlich jemals ihres Gleichen gehabt hat, Summen für den Fall zurückzulegen, daß er genöthigt würde, seine neue Erwerbung mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen: ein Fall, der, wie wir sehen werden, nur allzubald eintrat. Nicht ungern fügten sich übrigens die Schlesier in die preußischen Gesetze; zwei Dinge entschieden, von dem ersten Augenblicke ihres neuen Verhältnisses an, über ihre Anhänglichkeit an Preußen: ein höheres Maaß kirchlicher Freiheit für die protestantischen Bewohner dieser schönen Provinz, und der unverhinderte Verkehr, worein die Gesammtheit der Schlesier durch den Oderfluß mit der ganzen Welt trat. In der That waren dies Vortheile, welche die österreichische Regierung nie hatte gewähren können.

Wie ungünstig auch die Zeiten des Krieges den Künsten des Friedens zu seyn pflegen, so hatte Friedrichs umfassender Geist doch alles so zu ordnen gewußt, daß, während seiner Feldzüge, die Summe architektonischer Schöpfungen in seinen Residenzen war vermehrt worden.

Tief fühlte dieser König, daß die höhere Baukunst in seinem Staate seit den Zeiten des großen Kurfürsten zurückgegangen war: sie wieder zu beleben, begeisterte er sich

selbst in den Werken eines Piranesi und Panini, die ihn überall begleiteten und aus denen er die Ideen zu den Gebäuden schöpfte, die er zu Berlin und Potsdam aufführen ließ. Seinen vorzüglichsten Baumeister fand er in dem Geheimen-Finanzrath von Knobelsdorf, einem Manne, dem es weder an Geschmack, noch an Einsicht fehlte, der aber in denen, welche ihm untergeordnet waren, nicht die einem großen Baumeister nöthige Unterstützung gefunden zu haben scheint. Knobelsdorf bauete, während des ersten schlesischen Krieges, das Opernhaus zu Berlin, verschönerte zu gleicher Zeit das königliche Schloß zu Charlottenburg, so wie das von Friedrich Wilhelm dem Ersten aufgeführte Schloß zu Potsdam.

Dies sind Gegenstände, bei welchen wir länger verweilen müssen.

Friedrichs Liebe für die Musik, verbunden mit dem Wunsche, den Geschmack seines Volkes zu erhöhen, gab dem Opernhause seine Entstehung. Der Bau desselben, schon im Jahre 1740 begonnen, wurde im Jahre 1742 so vollendet, wie es noch gegenwärtig da steht. Doch muß man sich den ersten Eindruck, den es in seiner Vollendung machte, anders denken, als er gegenwärtig seyn kann. Noch fehlten alle die großen Gebäude, von welchen

es jetzt umgeben ist; denn im Jahre 1742 gab es weder eine katholische Kirche, noch eine Bibliothek, noch jenen mächtigen Palast, der gegenwärtig der Universität geweiht ist. Auch die Linden, diese Prachtstraße des heutigen Berlin, waren noch weit entfernt, das zu seyn, was sie gegenwärtig sind. Das Opernhaus stand also sehr vereinzelt da, und über den sinnlichen Eindruck, den dasselbe machte, urtheilt man am richtigsten nach der als Titelkupfer diesem Kalender beigefügten Darstellung.

Nichts erfreute den König, nach seiner Zurückkunft aus dem Felde, mehr, als das fertig gewordene Opernhaus. Für die Schauspiele, die er zu geben gedachte, hatte Italien die Sänger, Frankreich die Tänzer geliefert. Alles war in Bereitschaft, um die Erinnerung an das Gemeine und Schlechte zu verdrängen, worin die Einwohner Berlins bisher ihre Unterhaltung gefunden hatten. So sehr beschäftigte diese Angelegenheit den König, daß er sich herabließ, den Proben beizuwohnen, mit den Sängern und Tänzern zu reden, und vieles nach seinen eigenen Ideen anzuordnen. Die erste Oper, welche in Berlin aufgeführt wurde, war Kleopatra betitelt. Ihr folgten bald andere; und wie fremdartig diese Schauspiele auch der großen Mehrheit seyn mochten, so wurde doch

durch die italienische Musik der Grund zu einer bessern Geschmacksbildung gelegt. Vor allen ausländischen Künstlern erfreute sich der Sänger Porporino am meisten der Gnade des Königs. Der eigentliche Name dieses — Mannes ist unbekannt geblieben; denn der, den er noch immer führt, war ein Geschenk des Königs, der ihn nach seinem Lehrmeister Porpora benannte. Porporino und sein Mitsänger und Zeitgenosse Partino hatten für den Dienst des Königs so viel Ehrfurcht, daß sie (die Kirchenmusiken beim katholischen Gottesdienst allein ausgenommen) nur für ihn singen wollten; selbst gegen seine Landsleute entschuldigte sich Porporino damit: „daß seine Stimme nur Gott und dem Könige von Preußen gewidmet sei *)." Wie weit der König in diesen Zeiten seine

*) In den letzten Jahren des siebenjährigen Krieges ließ der König den Sänger Porporino nach Breslau kommen, und fragte ihn, wie es ihm gehe? „Traurig genug, war die Antwort, da ich die Gegenwart Ew. Majestät so lange habe entbehren müssen, und da die mißliche Lage, worin Sie sich befinden, mich oft in Furcht gesetzt hat." Der König klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „ich hoffe bald Ruhe zu bekommen, und dann will ich auch an Sie denken" — „Das haben, erwiederte Porporino, Ew. Maj. schon so oft gethan." — Dieser Ausdruck fiel dem König auf. „Wann denn? wann denn?" fragte er.

Liebe für die Kunst trieb, geht noch besonders aus folgender Anekdote hervor. Er hatte einen Intermezzo-Sänger, Namens Crichi, der durch sein komisches Spiel unwiderstehlich zum Lachen fortriß. Oft nahm der König sich vor, ernsthaft zu bleiben; da ihm dies aber sehr schlecht gelang, so kam es zu Wetten. Diese gewann Crichi jedesmal. Als der Künstler während des siebenjährigen Krieges starb, ehrte Friedrich sein Andenken dadurch, daß er sich lange nicht entschließen konnte, seinen Platz mit einem neuen Bussone auszufüllen.

So erholte sich ein König, von welchem halb Europa, auf seine erste Regierungshandlung, glaubte, er werde, seine Eroberungsentwürfe verfolgend, den preußischen Staat weit mehr zu einem sinn- und gefühllosen Sparta ausbilden, als es durch seinen Vater geschehen war.

„Ew. Majestät — fuhr Porporino fort — machten mich zum Kaiser und König; allein es half mir nicht viel, denn diese Würden dauerten immer nur wenige Stunden.“ Der König lachte herzlich und sagte: „dem sei wie ihm wolle, so versichere ich Sie, mancher wirkliche Kaiser und mancher König hat nicht mehr gethan, als Sie im Carneval, wenn sie in den Opern königliche und kaiserliche Rollen spielten.“ S. Charakteristik Friedrichs des Zweiten. Th. 1. S. 133.

Wie sehr Friedrich auf das Gegentheil bedacht war, dies zeigte, auf der einen Seite, sein Umgang mit gelehrten und geistreichen Männern, den er jedem andern Umgange vorzog, auf der andern, die Aufmerksamkeit, die er der Kunst im Allgemeinen zuwendete, wohl wissend, daß jede einzelne nur durch die Unterstützung aller übrigen gedeihet. Er kaufte die schöne Sammlung von Antiken, welche der französische Cardinal von Polignac in Italien zusammen gebracht hatte; er legte ein Münz-Cabinet an; er faßte die Idee einer öffentlichen Büchersammlung, so wie er sie späterhin ausführte. Die Akademie der Wissenschaften, seit seinem Regierungs-Antritte zwar wieder hergestellt, aber in dem Wechsel von Krieg und Frieden mancherlei Störungen unterworfen, sah sehnsuchtsvoll einer neuen Organisation entgegen, als das Gebäude, worin sie sich zu versammeln pflegte, im Jahre 1743 bis auf den Grund abbrannte. Ein widriger Zufall! Doch der König säumte nicht, den Wiederaufbau zu befehlen und der Gesellschaft neue Zusicherungen seiner Huld zu geben. Gleiche Zusicherungen erhielt die Akademie der Künste.

Es bedarf bisweilen des Unglücks, um Entwürfen größere Ausdehnung zu geben. Auf Veranlassung des

eben genannten Brandes faßte Friedrich den Entschluß, die Linden mit Prachtgebäuden zu vermehren. Nur wenige Häuser dieser Straße hatten in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts einen höheren Charakter: die ausgezeichnetesten waren der Markgräflich-Schwedtsche Palast, das Rochowsche Haus, das Borksche Haus, nebst einigen andern, theils im siebzehnten Jahrhundert, theils unter Friedrich Wilhelm dem Ersten aufgeführten Gebäuden. So lange nun Friedrich den Wiederausbruch des Krieges mit Österreich zu fürchten hatte, hielt er mit seiner Baulust an sich; sobald aber diese Sorge beseitigt war, ließ er vier und vierzig Häuser unter den Linden abtragen und meistens vier Geschoß hoch wieder aufführen, während gleichzeitig der Palast des Prinzen Heinrich (das gegenwärtige Universitäts-Gebäude), die katholische Kirche und die Bibliothek sich zur Seite des Opernhauses oder demselben gegenüber erhoben.

Doch um uns nicht vorzugreifen, müssen wir bei dem verweilen, was gleich in den ersten Regierungsjahren Friedrichs für Charlottenburg und Potsdam geschah.

Der Name Charlottenburg reicht nicht über das Jahr 1705 hinaus. Jenes Schloß, das Sophie Charlotte,

zweite Gemahlin des Kurfürsten Friedrich III, im Jahre 1696 unweit des Dorfes Liezen durch Schlütern bauen ließ, führte Anfangs den Namen Liezenburg. Es war der Keim, aus welchem das gegenwärtige Charlottenburg sich entwickelte. Im Jahre 1706 ließ König Friedrich der Erste die Baustellen um dies Schloß von Eosander von Göthe vertheilen und die Risse zu den Häusern machen; zwei Jahre darauf wurden die Straßen durch Nuglisch abgesteckt. Der Bau hob nun an, und schon im Jahre 1711 wurden Entwürfe zu einem Stadt-Privilegium gemacht; doch zu einer Immediatstadt wurde der Ort erst 1721 unter Friedrich Wilhelm dem Ersten erhoben, welcher der Bürgerschaft zu ihrem besseren Auskommen Acker- und Wiesewachs zulegte. Das Dorf Liezen wurde seitdem mit der neuen Stadt verbunden. —

Das Schloß erfuhr inzwischen mancherlei Veränderungen. Was Schlüter im Jahre 1696 erbaut hatte, war nur der mittelste Theil des gegenwärtigen Schlosses von drei großen und acht schmalen Fenstern, ohne Kuppel; denn diese wurde erst in der Folge von Eosander aufgesetzt. Von Friedrich dem Ersten dazu beauftragt, setzte dieser Baumeister an das Corps-de-Logis auf jeder Seite noch fünf Fenster, in zwei Stockwerken, ohne Halb-

geschoß. Er bauete sodann die beiden Seitenflügel, doch wieder nur von zwei Stockwerken, und verlängerte die Façade nach dem Garten zu, so wie Schlüter das Mittel angefangen hatte, mit einem Halbgeschosse über den beiden Geschossen.

So stand dies Gebäude beim Antritt der Regierung Friedrichs des Zweiten da. Angezogen durch die ruhige Lage desselben, dachte Friedrich auf weitere Ausbildung dieses Wohnsitzes der Musen, geheiligt durch den Umgang der Kurfürstin Sophie Charlotte mit Leibnitz und mit so vielen andern gebildeten Männern ihrer Zeit; und unterstützt von dem Freiherrn von Knobelsdorf verlängerte er, linker Hand nach der Brücke zu, das Corps-de-Logis mit einer langen Façade, welche nicht die Breite des alten Schlosses hat. Was Friedrich hinzufügte, wird das neue Schloß genannt, während das Werk Friedrichs des Ersten die Benennung des alten Schlosses führte.

Der an das Schloß stoßende Garten wurde ursprünglich nach Rissen des berühmten Le-Notre durch den Gärtner Simeon Godeau, der zu diesem Endzweck aus Frankreich verschrieben war, im Jahre 1694 zuerst angelegt. Die Veränderungen, die er seitdem erfahren

hat, überheben uns der Mühe, ihn nach seiner ersten Gestalt zu schildern, welche im altfranzösischen Geschmacke war. Indeß ist ihm der Bogengang von Buchen geblieben, in welchen man tritt, so wie man aus dem Orangerie-Hause kommt. Außer diesen Naturerzeugnissen mahnt die Kunst an die Gegenwart eines alten Herrscherstammes. Die marmornen Brustbilder der zwölf römischen Imperatoren des ersten Jahrhunderts und ihrer Gemahlinnen von Günthers Hand gefertigt, führen den sinnigen Wanderer in eine entfernte Vergangenheit zurück, während eine marmorne Statue König Friedrich des Ersten linker Hand am Ende und eine gleiche Bildsäule des großen Kurfürsten rechter Hand am Ende, an das hohenzollersche Geschlecht erinnern.

Schwerlich läßt sich bestimmen, wie viel Großes und Schönes aus Charlottenburg geworden seyn würde, wenn Friedrichs Vorliebe sich nicht gleich in den ersten Regierungsjahren auf Potsdam gewendet hätte. Dies also ist ein Thema, das ausführlicher behandelt seyn will. Die Beschaffenheit der Sache selbst aber nöthigt uns, in frühere Zeiten zurück zu gehen, damit der Leser erfahre, welche Grundlage Friedrich der Zweite vorfand, als er den Entschluß faßte, Potsdam zu seinem Lieblings-

wohnsitz zu machen und sich in Sanssouci ein Adlernest zu bauen, von wo aus er sein ganzes Reich überschauete.

Potsdam, dessen wendischer Name (Pozdupini) einen unter Eichen gelegenen Ort bezeichnet, war in seinem ersten Ursprunge schwerlich noch etwas mehr, als ein wendisches Fischerdorf, dessen Sicherheit auf den Wäldern und Sümpfen beruhte, womit es auf allen Seiten umgeben war. Der Keim, aus welchem die gegenwärtige Stadt hervorging, war der sogenannte Kiez, d. h. eine regellose Anhäufung von Fischerhütten, wie man sie noch gegenwärtig unter derselben Benennung in mehreren an Flüssen oder Seen gelegenen Städten der Kurmark findet *). Die älteste Urkunde, Potsdam betreffend, ist vom Jahre 993, wo Kaiser Otto der Dritte diesen Ort an die Aebtissin von Quedlinburg, Mathilde, seines Vaters Schwester, schenkte **). Wird durch diese Urkunde wirklich der

*) Das Wort Kiez ist eben so gut deutschen als wendischen Ursprungs, zum wenigsten läßt sich die Aehnlichkeit desselben von katsch (im Englischen, fangen) und von Kescher (Fänger) nicht leugnen.

**) Die Stelle heißt bei Gerken (S. 1106) so: duo loca, Pozdupimi et Helm dicta, in provincia Hevelion

der Ort bezeichnet, der gegenwärtig diesen Namen führt, so ist man zu der Voraussetzung genöthigt, daß Potsdam schon am Schlusse des zehnten Jahrhunderts mehr als ein bloßes Fischerdorf gewesen sei: denn welche Wahrscheinlichkeit, daß Otto der Dritte die Ausstattung des Stiftes zu Quedlinburg durch ein zwischen Wäldern und Sümpfen verstecktes Fischerdorf habe vermehren wollen!

In den nächsten drei Jahrhunderten ist von Potsdam nirgends die Rede; allein zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts wird es bereits als eine Stadt aufgeführt, die ihren Rath hat. Dies geschieht in einer Urkunde von 1304, worin der Ort „ein Stedäcken heißt, dät bedderve Lüde, Radmanne und Börger enthält.“ Die Urkunde selbst ist ein Kaufbrief, dessen Gegenstand eine Lehmgrube bildet.

Jenes Elend, das durch die Erhebung des Hauses Luxemburg, seit dem Anfange des vierzehnten Jahrhun-

---

vocata, et in insula Chotiemvizles sita. Gerken erklärt Helm durch Holm oder Insel, und ist der Meinung, daß das Städtchen Werder bezeichnet werde. Unter Chotiemvizles versteht Gerken die ganze Insel Potsdam, oder den Potsdamschen Werder. Geographische Bestimmungen konnten im zehnten Jahrhundert nicht anders als höchst unvollkommen seyn.

derts, vorzüglich aber in der letzten Hälfte desselben, durch Karl den Vierten und dessen nächsten Nachfolger in der Kaiserwürde, über ganz Deutschland gebracht wurde, theilte sich auch der Kurmark mit, deren Städte zum Theil die wunderlichsten Schicksale hatten. Potsdam wurde in diesen unglücklichen Zeiten von Rudolf dem Ersten, Herzog von Sachsen, genommen und für 150 Mark Brandenburgisch an das Domstift zu Brandenburg verkauft. Dies geschah im Jahre 1323. Durch welche Mittel Ludwig der Baier die Stadt wieder an sich brachte, ist unbekannt geblieben; allein es ist eine Urkunde vorhanden, worin der Markgraf Ludwig der Ältere, ein Sohn des Kaisers, feierlich verspricht, die Stadt nie wieder zu verpfänden. Von Ludwig dem Baier kam die gegenwärtige Kurmark an Karl den Vierten, in dessen Landbuche mehr als einmal von „Postkamp," so wie von dem Kieze die Rede ist. Wie die ganze Mark, so kam auch Potsdam im Jahre 1385 durch Verpfändung an den Markgrafen Jobst von Mähren, dessen beständige Abwesenheit Zügellosigkeiten aller Art nach sich zog. In der Gegend von Potsdam bildete sich eine Räuberbande, an deren Spitze die Söhne des Schulzen von Borne standen. Ihre Befehdungen waren ein Gegenstand der Klage für Rudolph den Drit-

ken, Herzog von Sachsen, wie aus einer Urkunde erhellet, welche Gerlach bekannt gemacht hat. Im Jahre 1393 that sich Potsdam mit den übrigen Städten der Mark zusammen, um diesen Räubereien zu steuern. Berlin, obgleich viel jünger als Potsdam, war damals schon viel mächtiger; denn während dieses einen „Wepene und einen Schutt" stellte, trat jenes mit „viff (fünf) Wepene und twe Schutten" in das allgemeine Bündniß ein. Der Markgraf Jobst von Mähren verpfändete gegen das Ende seiner Regierung die Stadt und das Amt Potsdam an Wichard von Rochow, welcher auf Golzow lebte, für 400 Schock Böhmischer Groschen (etwa 3000 Rthlr. jetziger Währung). Nach dem Tode dieses Markgrafen nahm Sigismund, sein Erbe, Potsdam zwar wieder an sich, doch ohne die von Rochow zu entschädigen, welche eben deswegen tapferen Widerstand leisteten. Dieser Rechtsstreit war noch nicht beendigt, als Friedrich, Burggraf von Nürnberg, erst als Statthalter des Kaisers und nächstdem als Landesherr in der Mark auftrat. Potsdam wurde ihm zwar von dem Herzoge Swantibor von Pommern im Jahre 1412 überliefert; allein, da Wichard von Rochow, der Jüngere, ihm nicht huldigen wollte, so kam es zu einem Kriege, der sich damit endigte, daß

Wichard 1414 in Potsdam selbst gefangen gesetzt wurde. Seine Freiheit wieder zu erhalten, bequemte er sich im Jahre 1416, nicht blos seinen Ansprüchen auf Potsdam zu entsagen, sondern auch 660 Schock Böhmischer Groschen zu bezahlen.

Wie für die ganze Mark, so trat auch für Potsdam mit der Dynastie Hohenzollern eine neue Periode ein; denn eine große Autorität wirkt selbst dann noch wohlthätig, wenn ihr Verfahren nicht ganz frei von Gewalt und Strenge ist. Potsdam, welches in dem ersten Viertel des funfzehnten Jahrhunderts, außer einer Kirche, einer Wohnung für die Amtsrichter und der oben gedachten Burg, in der eigentlichen Stadt kaum funfzig Häuser zählte, hatte unter dem Kurfürsten Friedrich dem Zweiten bereits seine Jahrmärkte; und was noch mehr für eine vermehrte Bevölkerung spricht, ist der Umstand, daß dem Pfarrer ein Kapellan zu Hülfe gegeben werden mußte. Unter Albrecht Achilles und Johann Cicero war Stillstand im Wachsthum der Stadt, weil beide Kurfürsten von Deutschlands höchst verwickelten Angelegenheiten in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts allzu stark angezogen wurden, um nur ihrem Machtgebiete leben zu können. Joachim der Erste baute zu Potsdam ein

Schloß. Sein Plan ging sogar auf Befestigung der Stadt; und schon war da, wo die jetzige Schusterstraße ist, ein Wall aufgeworfen, und ein Graben gezogen, als der Tod dies allzu frühzeitige Werk beendigte. Joachim der Zweite setzte den Schloßbau fort; sah sich aber unterbrochen, als 1550 fast die ganze Stadt abbrannte. Er, wie sein Nachfolger, Johann Georg, beschäftigten sich nur mit dem Wiederaufbau der abgebrannten Häuser und der Aufführung eines neuen Thurmes für die Stadtkirche. Die Gemahlin Joachim Friedrichs — ihr Name war Katharine — betrieb den innern Ausbau des Schlosses und ließ den daranstoßenden Garten in Ordnung bringen. Ein neuer Stillstand trat aber unter Johann Sigismund für Potsdam ein; zum wenigsten findet sich während seiner Regierung keine Anzeige von neuen Bauen. Georg Wilhelm war unter den Landesfürsten der Kurmark der Erste, der einen Theil seiner Leibwache nach Potsdam verlegte. Die Stadt hatte in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts zwar schon vier Straßen; allein diese schwache Blüthe wurde durch den dreißigjährigen Krieg und durch die Pest zerstört, welche denselben begleitete. Der Schöpferkraft des Kurfürsten Friedrich Wilhelm war es vorbehalten, eine neue Blüthe hervor-

zurufen. Er ließ die verfallenen Häuser theils ausbessern, theils neu aufbauen. Ein neues Schloß erhob sich unter der Leitung des Piemonteser Chieze, und ward, als dieser im Jahre 1673 starb, von Memmhard und Nehring vollendet. Der letztere legte zugleich den Lustgarten an, den er im holländischen Geschmacke mit Gartenhäusern und Teichen verzierte. Memmhard führte indeß eine Straße von der Giebelseite des Schlosses nach dem Glomerberge; und vom Jahre 1671 bauete der Holländer Schmids die Häuser auf der sogenannten Freiheit, die aus der jetzigen Priester- Breiten- und Mammonsstraße besteht. Der von Joachim's des Ersten Zeiten herrührende Graben wurde zugeworfen, und die jetzige Schustergasse darauf gebaut. Vier Jahre darauf bauete Nehring ein großes Orangeriehaus am Lustgarten des Schlosses. Mehrere neue Bürgerhäuser erhielten im Jahre 1682 ihre Entstehung, und 1685 ließ der Kurfürst die zwischen der Kirche und dem Schlosse stehenden Häuser wegbrechen, um einen freien Marktplatz anzulegen. Außerhalb der Stadt ward vor dem Jägerthore ein Fasanengarten angelegt. Zu Kaput, in Barnim, zu Kleinglienicke erhoben sich Lustschlösser mit Karpfenteichen, Wasserkünsten, Grotten und Statuen ausgeschmückt. Nach

einer 1683 genau gezeichneten Karte hatte die Stadt Potsdam 187 Bürgerhäuser und sieben öffentliche Gebäude.

So ging Potsdam auf die Könige von Preußen über, von welchen jeder zur Erweiterung dieses Lieblingssitzes beitrug.

Friedrich der Erste gab, bald nach seinem Regierungsantritte, der Stadt die vierte Vergrößerung. Schon als Kurfürst hatte er jene neue Straßen jenseits des Grabens anlegen lassen: die jetzige Friedrichs- oder französische Kirchgasse und die Friedrichsgasse, welche zusammen den Namen der Friedrichsstadt führen. Von Nehring fortgesetzt, wurde der Bau des Schlosses im Jahre 1710 von Bodt vollendet, welcher Portal und Kuppel hinzufügte. Charlottenburg behielt indeß noch immer den Vorzug; und dies hörte nicht eher auf, als bis Friedrich Wilhelm der Erste zur Regierung gelangte.

Seine Vorliebe für Potsdam gründete sich, wie es scheint, auf seine Neigung zur Jagd. Eine halbe Meile von der Stadt wurde im Walde ein Jagdschloß erbauet, das dieser König den Stern nannte, weil vierzehn durch den Wald gehauene Wege auf dasselbe hinführten. Gleichzeitig wurde, außerhalb der Stadt, eine Meierei und ein Küchengarten nebst einem Lusthause angelegt, wo sich der

König mit Kegelschieben und Scheibenschießen zu ergötzen pflegte. Dies war jedoch nur der erste Anfang.

Um Potsdam zu einer Kriegespflanzschule unter seiner unmittelbaren Aufsicht zu machen, verwandelte Friedrich Wilhelm den Lustgarten in einen Exercier-Platz. Zwei Compagnien der Leibwache hatten den König dahin begleitet. Diese wurden nicht lange darauf bis auf 3000 Mann vermehrt; und da Potsdam für ein so zahlreiches Militair viel zu klein war, so entschloß sich Friedrich Wilhelm zum Bauen. Was auch vorausgegangen seyn mochte: im Großen, hob der Bau erst mit dem Jahre 1721 an. Durch Erweiterung der Stadt bis an das Bassin und an die Pflugstraße, wurden neue Thore nothwendig. Um die faule See, einen überaus tiefen Morast, an dessen Stelle jetzt die Nauensche Plantage getreten ist, auszufüllen, ließ der König den Kanal, der, durch jenen Morast gehend, die Stadt umschloß, in einer zum Theil neuen Richtung aus der Havel und wieder in dieselbe durch die Stadt ziehen, und hierauf, mit großen Kosten, die Ausfüllung des Morastes beginnen, der, mit allen eingerammten Pfählen, zweimal wieder einsank. Die Gährung war an diesem Orte so stark, daß alle Ausfüllungsmittel Anfangs gar nicht fruchteten. Was in Monatszeit

ausgefüllt war, das kehrte, oft in Einer Nacht, sich so um, daß das Oberste unten kam. Ein Stück Zimmerholz, das auf dem ausgefüllten Platze lag, senkte sich — so wird erzählt — so plötzlich ein, daß die, welche darauf saßen, nur mit Mühe gerettet werden konnten. Der König selbst — wird hinzugefügt — gerieth in Lebensgefahr, als er, am folgenden Morgen, diese Naturerscheinung in Augenschein nehmen wollte; sein Pferd sank ein und rettete sich nur durch heftige Anstrengung, während das Pferd des königlichen Reitknechtes von dem Abgrunde verschlungen wurde, und nur der Reitknecht sich durch schnelles Absitzen rettete. Dennoch beharrte Friedrich Wilhelm auf seinem Entschluß, beide Seiten dieses Sumpfes zu bebauen und den größten Theil desselben zu einem mit Linden bepflanzten Spaziergange einzurichten; und er erreichte endlich seinen Zweck, wiewohl mehrere von den leichten Häusern, welche auf diesen unsichern Boden errichtet wurden, zum dritten Male aufgebaut werden mußten, besonders an der östlichen Seite, wo die Bewohner lange von der Furcht vor dem Einsinken gequält wurden. Das Ganze ward nun von einer Mauer eingeschlossen, an welcher es bis dahin gefehlt hatte. Außer den Privat-Häusern ließ Friedrich Wilhelm viele öffentliche Gebäude auf-

führen. Dahin gehörte in den Jahren 1721—1724 die abgebrannte Nikolai-Kirche, die Gewehr-Fabrik, die Garnison-Kirche, das Haus zur havelländschen und zauchischen Landschaft und das große Soldaten-Waisenhaus; später, die Garnisons-Schule, das große Reit- und Exercier-Haus hinter der Garnison-Kirche; das Commandanten-Haus; die Heilige-Geist-Kirche; die katholische Kirche; die große Schule. Die Liebe des Königs für seine Schöpfung wuchs mit der Kostbarkeit derselben.

Unter der Leitung des Oberbaudirektors Baumann betrieb Friedrich Wilhelm noch in dem Zeitraume von 1737 bis 1739 eine neue Erweiterung der Stadt, auf der Morgenseite, unweit des heiligen Sees. In einem tiefen, zwischen der Stadt und dem eben genannten See befindlichen Sumpfe, ließ er das Bassin ausgraben und mit Bruchsteinen einfassen, welche von eingerammten Pfählen und darauf gelegten Rostbalken gestützt werden mußten. In der Mitte blieb eine Insel, die ein Lusthäuschen erhielt, worin der König zuweilen seine Tabaksgesellschaft versammelte. Das Bassin selbst ward durch einen offenen Graben mit dem heiligen See und durch einen bedeckten schmalen Kanal mit dem Hauptkanal der Stadt verbunden; wobei die Absicht war, das Faulen des Wassers im

Bassin zu verhindern. Doch dieser Zweck wurde nicht erreicht; denn bei niedrigem Wasserstande wird das Bassin zu einem Sumpfe. Um dasselbe her ließ der König das holländische Revier in vier Quartieren anlegen, von welchen jedes 62 Häuser enthalten sollte. Er bestimmte dieses für die aus Holland verschriebenen Handwerker und für die Sammet- und Seiden-Manufakturen, womit er den Staat zu bereichern gedachte; allein er starb ehe es völlig fertig war.

Dieselbe Stadt, welche im Jahre 1683 nicht mehr als 146 Morgen und 180 rheinländische Quadratruthen Flächen-Inhalt hatte, enthielt im Jahre 1739, als Friedrich Wilhelm sich seinem Ende näherte, einen Flächen-Inhalt von 568⅔ Morgen. Nicht leicht ist aber eine Stadt mit einem größern Aufwande von Kräften in das Leben gerufen worden; er war so groß, daß Friedrich Wilhelm für gut befand, jedes schriftliche Dokument desselben zu vernichten.

Hatte Friedrich Wilhelm der Erste Potsdam zu einer bedeutenden Stadt gemacht, so erhob Friedrich der Zweite sie zu einer königlichen. Die Vorliebe dieses Königs für Potsdam war bald entschieden; sie stand in Verbindung mit den sanften Neigungen seines

Herzens, welche ihn den Aufenthalt in der freien Natur jedem andern vorziehen ließen. Obgleich mit der Eroberung Schlesiens vollauf beschäftigt, ließ er im Jahre 1741 die beiden letzten Viertheile des holländschen Reviers durch den damaligen Schloß-Castellan Baumann vollenden. Dies aber war der letzte Tribut, den er den architektonischen Entwürfen seines Vaters, die immer nur das Nützliche, das Einträgliche, bezweckten, darbrachte. Ein neuer Geist sollte über Potsdam ausgehen: der Geist des Schönen und Großen. Das Einzige, was ihn zurück hielt, war die Unsicherheit des abgeschlossenen Friedens.

Friedrich kannte die europäische Welt allzu gut, um nicht zu wissen, daß man in ihr eine so bedeutende Provinz, wie Schlesien, nicht so wohlfeilen Kaufes erwirbt, als es ihm durch die ersten schlesischen Feldzüge gelungen war. Aufmerksam auf alles, was um ihn her vorging, und gefaßt auf einen Umschlag dessen, was ihn begünstigt hatte, richtete er seine Sorge hauptsächlich auf die Verstärkung der schlesischen Festungen und auf die Vervollständigung seines Heeres. Zugleich aber war er bemüht, sich Allianzen zu verschaffen, die ihm, im Falle eines wieder ausbrechenden Krieges mit Österreich, zu Statten kämen. Dem Herrn von Mardefeld, seinem

Gesandten am russischen Hofe, gelang es, eine Vermählung zwischen dem Nachfolger der Kaiserin Elisabeth und der Prinzessin von Anhalt-Zerbst zu Stande zu bringen, deren Vater als Feldmarschall in preußischen Diensten stand; „eine Großfürstin von Rußland, in den Staaten des Königs erzogen, und ihm ihr Glück verdankend, konnte ihm, ohne undankbar zu werden, nicht schädlich seyn *).“ Um auch Schweden zu gewinnen, wurde alles dahin eingeleitet, daß der schwedische Gesandte, Herr von Rudenschildt sich für den im Jahre 1743 zum schwedischen Thronfolger erwählten Prinzen Adolph Friedrich um die Hand der Prinzessin Ulrike, Schwester Friedrichs, bewarb.

Dies führt uns, für einige Augenblicke, nach Berlin zurück; denn Veränderungen in dem regierenden Hause sind wichtige Angelegenheiten für die Bewohner jeder Hauptstadt.

Als alles gehörig vorbereitet war, ernannte der schwedische Hof den Grafen von Tessin zum Ambassadeur, um feierlich um die Hand der Prinzessin zu werben, und um den Prinzen von Preußen — so nannte man in diesen

*) Siehe Histoire de mon temps, pag. 57.

Zeiten den muthmaßlichen Thronerben — zu bitten, daß er bei der kirchlichen Einsegnung die Person des schwedischen Thronfolgers vorstellen möchte.

Graf Tessin kam mit einem glänzenden Gefolge von Edelleuten in Berlin an. Sechs weiße Pferde, mit hellblauen und silbernen Geschirre belegt, zogen seinen Staatswagen. An demselben Tage erhielt er Audienz bei dem Könige, der Königin Mutter, der Gemahlin Friedrichs, der Prinzessin Braut, dem Prinzen von Preußen, und den übrigen Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses. „Die Rede, welche er bei dieser Gelegenheit hielt — so drückt sich der Herr von Bielefeld in seinen freundschaftlichen Briefen über diesen Gegenstand aus — „war zwar wohlgesetzt, aber gar nicht hochtrabend; es herrschte darin mehr die Sprache des Hofes, als eine große Kunst." Nach beendigtem Ceremoniel kehrte der Abgesandte nach dem, ihm zur Wohnung angewiesenen Schwerinschen Pallaste in der Wilhelmsstraße zurück, welche damals für die schönste Straße Berlins galt. Den Sitten seiner Zeit und seines Volkes gemäß, hatte er hier in seinem Audienzzimmer einen Thronhimmel von dunkelblauem Sammet aufgeschlagen, worauf das schwedische Wappen gestickt war, und unter dem Thronhimmel

sah man das Bild des Königs von Schweden in Lebensgröße. Alle Mittage hielt er offene Tafel, und von seiner Ankunft an, bis zu seiner Abreise, wurde jeder Tag durch ein Fest gefeiert; Mittagstafeln, Bälle, Opern, Lustspiele, Spazierfahrten und andere Lustbarkeiten folgten ohne Aufhören auf einander.

„Endlich — so fährt Herr von Bielefeld in seiner Erzählung fort — erschien der Tag, an welchem die Trauungs-Ceremonie vor sich gehen sollte (d. 17. Juli) *). Am Morgen desselben schickte der Herr Abgesandte vier schwedische Cavaliers an die Prinzessin, um selbige zu bedienen und in Zukunft ihren Hofstaat auszumachen, und eben so viele an den Prinzen von Preußen, welcher bei dieser Ceremonie den schwedischen Thronfolger vorstellen sollte. Man fügte noch Pagen, Lakaien und dergleichen hinzu; und die Prinzessin ließ alle Leute in ihrem Dienste die schwedische Liberee tragen. Der König seinerseits gab der Prinzessin Kammerherren, Cavaliers und Bedienten von seinem Hofe zu, um bei derselben, wie

*) In der histoire de mon temps wird die Vermählung als in den August fallend, gedacht. Dies ist indeß falsch, wie die Berliner Zeitungen vom Jahre 1744 nachweisen.

bei einer fremden Prinzessin, die Aufwartung zu bestreiten. Nachmittags um 6 Uhr versammelte sich der ganze Hof in dem Paradezimmer des Berlinischen Schlosses. Die Pracht dieser Versammlung blendete fast die Augen. Die jungen schwedischen Edelleute, sechs und dreißig an der Zahl, waren kostbar gekleidet. Der König selbst trug einen bleumouranten Rock, welcher ganz und gar mit Silber gestickt war. Zuletzt kam die Prinzessin zum Vorschein; sie war über alle Maßen schön und ganz mit Edelsteinen bedeckt, die ihr von Schweden aus überschickt und von dem Grafen Tessin überreicht waren. Nachdem nun der Prinz und die Prinzessin den König und die Königin gegrüßt hatten, näherten sie sich dem Altare, welcher unter einem Thronhimmel errichtet war. Hier erhielten sie von den Händen des Beichtvaters der Königin Mutter (eines lutherischen Geistlichen, des Probstes Roloff) die kirchliche Einsegnung. Den Einwohnern Berlins verkündete eine dreifache Salve von den Wällen die vollendete Trauung; und die Prinzessin erhielt von dem ganzen Hofe Glückwünsche, sowohl wegen der beendigten Ceremonie, als wegen der wirklichen Vollziehung des Beilagers, das sie in Schweden zu erwarten hatte. Der König ließ hierauf die Tafeln bei Zeiten besetzen. Außer

den

den fürstlichen Personen zog Se. Majestät an die ihrige niemand, als die Gemahlin des Abgesandten. Alles Tischgeräth, alle Armleuchter, alle Couverts, kurz alles, was auf diese Tafel kam, war von gediegenem Golde. Übrigens waren noch vier andere, sehr prächtige Tafeln in den, an dem großen Saale gelegenen Zimmern aufgeschlagen; und überhaupt wurde dies Fest mit einer solchen Pracht und Herrlichkeit begangen, daß man niemals in Berlin ein ähnliches gesehen hatte. Nach der Tafel tanzte man, wie gewöhnlich, den Fackeltanz, und hierauf folgte ein Ball, welcher bis an den hellen Tag dauerte."

„Der Überrest der Woche (die Trauung war auf einen Dienstag gefallen) verstrich unter Mittagstafeln, Opern, Bällen und Illuminationen *). Der Sonntag ward der Ruhe geweihet. Montag Nachmittags begab sich der ganze Hof und der Adel der Stadt beiderlei Geschlechts, in ihren schönsten Kutschen und Livereen nach Charlottenburg; und die Spazierfahrt dahin gewährte einen unvergleichlichen Anblick. Der große Baumgang, welcher mitten durch den Thiergarten von Berlin bis an

*) Unter den Opern dieser Zeit war Cato in Utica eine der beliebtesten.

dieses Lustschloß führt, wimmelte von Menschen, und in abgemessenen Entfernungen waren Zelte aufgeschlagen, wo die Bürger diesen prächtigen Zug von Kutschen sehen und Erfrischungen erhalten konnten. Als man zu Charlottenburg ankam, versammelte man sich in der großen Orangerie, welche eine Gallerie von unendlicher Länge bildete. Diese war mit Blumen, Bändern, Kränzen und Lampen von verschiedenen Farben geziert; und in jedem Fensterbogen sah man einen blühenden Orangebaum, der nicht nur dem Auge einen unvergleichlichen Anblick darbot, sondern in diesem großen Gebäude auch den angenehmsten Geruch verbreitete. An dem einen Ende der Gallerie war ein kleines Theater errichtet, auf welchem der König eine kleine Operette, mit schönen Tänzen untermischt, aufführen ließ, und wo Salimbeni's Stimme alle Anwesende bezauberte. Nach beendigter Oper begab sich der ganze Hof auf die große Terrasse, von welcher aus man den ganzen Garten erleuchtet sah; und nachdem man eine halbe Stunde spazieren gegangen war, setzte man sich zu Tische. Die Tafel war von 300 Couverts und nahm die ganze Orangerie von einem Ende zum andern ein. Alle Personen von Stande wurden ohne Unterschied hinzugelassen. In der Mitte der Tafel saßen der

König, die Königinnen, die Prinzen und Prinzessinnen unter einer Art von Baldachin; zur Seite befanden sich die Cabinetsminister, die fremden Minister und die Damen vom ersten Range, und hierauf kamen alle Cavaliers und Damen, so wie jeder hatte einen Platz finden können. Nach aufgehobener Tafel ging man wieder in den Garten. Auf der Spree wurde ein schönes Feuerwerk abgebrannt. Unterdeß ließ der Geheime-Kämmerer Fredersdorf die Tafeln aus dem Orangerie-Hause herausschaffen, und alles zu einem Balle vorbereiten. Dies ging so schnell von Statten, daß man bei der Zurückkunft über die vorgenommenen Veränderungen nur erstaunen konnte; denn sie waren, wie durch Zauberei bewirkt worden. Der König eröffnete den Ball mit der schwedischen Kronprinzessin, und der ganze Hof tanzte bis an den hellen Morgen. Endlich kehrte man nach Berlin zurück und fand den Weg dahin noch immer mit Menschen angefüllt."

„Von diesem Tage an bis zur Abreise der Prinzessin herrschte Freude zu Berlin, obgleich keine große und prächtige Feste mehr gegeben wurden. Der König hatte den Obermarschall Grafen von Gotter ernannt, die Prinzessin bis nach Stralsund zu begleiten, woselbst zwei schwedische Reichsräthe, verschiedene Edelleute und einige Hofdamen

sie erwarteten. Den Augenblick der Trennung zu erleichtern, ward von dem Könige die Einrichtung getroffen, daß die Prinzessin, nachdem sie der letzten Oper beigewohnt und im Fluge noch zu Abend gegessen haben würde, sich in den Reisewagen werfen und davon fahren sollte: es erfolgte aber nicht, wie es entworfen war. In der Oper erschien die Prinzessin in einem rosenrothen mit Silber besetzten Amazonenhabit, mit einer kleinen Weste, deren Aufschläge und Halskragen von Seladon waren, und mit einem kleinen englischen Hüthchen von schwarzem Sammet, das mit einer weißen Feder geziert war: ihre fliegenden Haare wurden von einem rosenrothen Bande zusammen gehalten. Die Augen der Anwesenden waren auf sie gerichtet, als im zweiten Akt der jüngere Prinz Ferdinand (Bruder des Königs) plötzlich in die königliche Loge trat, seine Schwester umarmte und schluchzend ausrief: „Ach! meine liebe Schwester, ich soll mich von dir trennen, ich soll dich nicht wiedersehen!“

„Diese Worte waren für den Schmerz, der in allen Gemüthern verborgen lag, das Zeichen zum Losbruche. Die Prinzessin schluchzete, indem sie ihren Bruder fest in ihren Armen hielt. Die Königin Mutter und die Königin konnten sich der Thränen nicht erwehren. Bald ergriff

der Schmerz alle Inhaber der Logen. Auf die Oper achtete niemand länger. Sie war beendigt. Die Prinzessin kehrte zu den Ihrigen auf das Schloß zurück. Hier verursachte der Abschied neuen Schmerz, bis endlich der Graf von Gotter eintrat und die Prinzessin aus den Armen ihrer Mutter riß, und sie aus dem nächsten Saal trug. Der ganze Hof folgte. Im Schloßhofe standen die Reisewagen. Die Gräfin von Schwerin, das Fräulein von Knesebeck und das Fräulein von Sparre setzten sich zur Prinzessin in die Kutsche, und diese flog den Ufern der Ostsee zu."

Wir haben dieser Erzählung aus keinem andern Grunde so viel Ausführlichkeit gegeben, als um zu zeigen, wie Friedrich sein Verhältniß zum Volke auffaßte, selbst bei Hoffesten seinem Geschmacke für die Schönheiten der Natur nicht entsagte, und im Umgange mit seinen Geschwistern mit der höchsten Zartheit zu Werke ging.

Ein neuer Krieg (der zweite schlesische) war dem Ausbruche nahe, als die Prinzessin Ulrike Berlin verließ; — die Ursache desselben lag wesentlich in der Unsicherheit des Breslauer Friedens vom Jahre 1742.

Vertrieben aus Böhmen, vertrieben aus Baiern, wußten die Verbündeten nicht, wie sie den Krieg fortsetzen, oder

wie sie den Frieden wieder herstellen sollten. Noch mehr: in dem Hause eines Privatmannes lebte Karl der Siebente zu Frankfurt, verlassen von allen den Fürsten des deutschen Reichs, die ihn auf den Kaiserthron erhoben hatten. Bestimmter, als bisher, war England auf die Seite der Königin von Ungarn getreten; Georg der Zweite selbst war in Deutschland angelangt, wo er mit einem aus Engländern, Hanoveranern, Hessen und Österreichern zusammengesetzten Heere die Franzosen unter dem Marschal von Noailles bei Dettingen schlug, während englische Flotten die französischen Handelsschiffe nahmen und französische Colonien eroberten. Gestärkt durch das Bündniß mit England, erhob sich Maria Theresia bis zu dem Gedanken, nicht blos den Kurfürsten zur Abtretung der Kaiserkrone zu zwingen, sondern auch Elsaß und Lothringen wieder zu erobern. Die Schwäche der französischen Regierung berechtigte in diesen Zeiten zu den kühnsten Entwürfen; und wie dem Glücklichen alles entgegen kömmt, so machte auch die Königin von Ungarn die Entdeckung, daß es nicht an Mächten fehlte, die ihr Beistand leisten wollten. Der König von Sardinien schloß mit ihr und Georg dem Zweiten ein Bündniß, wodurch er sich anheischig machte, sie in Italien gegen Spanien

und Frankreich zu vertheidigen, wenn er, außer einem Stück von Piacenza und Mailand, jährlich 200,000 Pfund Sterling von England erhielte. Auch Sachsen ließ sich zu einem Vertrage bereit finden, worin sich der Kurfürst und die Königin von Ungarn gegenseitig ihre Erbländer verbürgten.

So endigte das Jahr 1743; und Friedrich konnte mit der höchsten Sicherheit vorhersehen, daß, wenn die Begebenheiten für Maria Theresia so günstig blieben, wie sie es seit seinem Ausscheiden aus der Coalition gewesen waren, der ruhige Besitz von Schlesien sehr bald streitig werden würde. Eine Äußerung des Königs von England kündigte diesen Erfolg auf das Bestimmteste an*). Noch mehr beunruhigte den König ein zwischen Österreich, England und Sachsen geschlossener Vertrag, nach welchem der Verlust von Schlesien nur als ein Opfer zu betrachten war, wodurch man die Aussicht auf bessere Umstände hatte gewinnen wollen.

---

*) Diese Äußerung erfolgte in einem Schreiben Georgs des Zweiten an die Königin von Ungarn. Die Worte des Königs waren: „Madame, ce qui est bon à prendre, est bon à rendre. Dies Schreiben war in Friedrichs Hände gerathen. Siehe Histoire de mon temps Tom. II. p. 54.

Zu allen diesen Beweggründen aber kamen die dringenden Bitten des Kaisers und seiner Freunde: Bitten, denen Friedrich um so weniger widerstehen konnte, da er Karl dem Siebenten seine Stimme gegeben hatte. In einer Unterhandlung mit Frankreich erbot er sich, der Königin von Ungarn eine Diversion in Böhmen zu machen, wenn die französischen Heere sich gleichzeitig in Westphalen und Baiern beschäftigen wollten; und durch ein Bündniß mit Karl dem Siebenten und dem Könige von Schweden, als Landgrafen von Hessen, übernahm er die Wiederherstellung der Ruhe im Reiche und die Einsetzung und Entschädigung des Kaisers durch die Eroberung von Böhmen.

So wurde der zweite schlesische Krieg herbeigeführt, dem von Seiten Friedrichs schwerlich noch mehr zum Grunde lag, als der Wunsch, sich in dem Besitze von Schlesien zu behaupten.

Genöthigt, den Begebenheiten zu folgen, können wir diese, dem Zwecke dieser Schrift gemäß, nur in ihren Umrissen darstellen. Am vollständigsten hat sie der König selbst in der Geschichte seiner Zeit entwickelt, nicht ohne eine Offenheit und Wahrhaftigkeit, die ihm die unbedingte Achtung jedes Lesers erwirbt. Er, vor allen, wird unser Führer seyn.

In drei Colonnen, welche zusammen etwa 100,000 Mann betrugen, brach das preußische Heer um die Mitte des Augusts 1744 nach Böhmen auf. Der König selbst führte diejenige, welche auf dem linken Elbufer gegen Prag hinauf drang. Die zweite wurde am rechten Ufer dieses Stromes von dem Fürsten Leopold demselben Ziele zugeführt; mit der dritten rückte der Feldmarschall Schwerin aus Schlesien über Braunau in Böhmen ein. Dem Heereszug flog ein Manifest des Königs voran, worin er den Bund verkündete, der zwischen ihm, dem Kaiser, dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Landgrafen von Hessen-Cassel zum Schutze der Freiheiten des deutschen Reiches geschlossen war. Sachsen, obgleich mit Maria Theresia verbündet, leistete keinen erheblichen Widerstand. Den 2. September vereinigte sich die ganze preußische Macht vor Prag. Sobald das schwere Geschütz von Leitmeritz herbeigeschafft war, wurden die Laufgräben in drei verschiedenen Gegenden eröffnet. Die Besatzung der weitläuftigen Hauptstadt Böhmens bestand aus etwa 20,000 Mann, von welchen mehr als zwei Drittel zusammengerafftes Landvolk waren. Ein noch unglücklicherer Umstand war, daß dem Commandanten — sein Name war Freiherr von Harsch — selbst die Klugheit fehlte, sich die Bürger

geneigt zu machen und sie zur Ergreifung der Waffen anzufeuern. In drei Tagen lagen die Mauern der Neustadt und hundert und funfzig Häuser in Schutt und Trümmern; und da das feindliche Feuer auch die Wehren der Moldau zerstört hatte und das Wasser dieses Stromes so tief gefallen war, daß man allenthalben durchwaten und die Stadt von einer Seite, wo sie ohne Bollwerk und Mauer war, im Handgemenge nehmen konnte: so blieb nichts anderes übrig, als Ergebung, um einer Plünderung vorzubeugen. Jene erfolgte in dem Augenblicke, wo ein starker Haufe preußischer Grenadiere anrückte. Die ganze Besatzung ward kriegsgefangen und nach Schlesien abgeführt.

Nach der Eroberung Prags entstand die Frage: wie die Operationen fortgesetzt werden müßten, um zum Ziele zu führen? Der König war der Meinung, daß man den Herrn von Bathyani aus Böhmen verjagen und sich Pilsens und der großen Magazine bemächtigen müsse, welche daselbst für den Prinzen von Lothringen angelegt wurden. Diesem Entwurfe widersprach der Marschall von Belleisle; und indem dieser General vorstellte, daß das von den Verbündeten im Jahre 1742 erlittene Unglück seine Quelle nur darin gehabt habe, daß sie, anstatt nach

Prag zu gehen, sich nicht vielmehr nach Tabor, Budweis und Neuhaus gewendet hätten, trug er um so mehr den Sieg über den König davon, als dieser glaubte, sich durch eine solche Operation auch den Kaiser zu verbinden. Die Preußen rückten also auf Tabor, auf Budweis und auf Frauenberg. Alle diese Städte und viele andere Plätze ergaben sich ihnen ohne Widerstand. Gleichwohl bereuete Friedrich sehr bald, seinen ersten und eigenen Gedanken nicht ausgeführt zu haben; denn, je weiter er vorrückte, desto sicherer schnitt Bathyani durch seine Husaren und Croaten alle Lieferungen ab, die vom platten Lande gemacht werden sollten, und zugleich hemmte dieser General die Mittheilungen bis zu dem Grade, daß die vorgerückten Preußen, vier Wochen hindurch, ohne Kunde von Prag, so wie von allem blieben, was im übrigen Europa vorging. Friedrich entdeckte bald eine noch wirksamere Ursache der Unfälle, die seine Schritte begleiteten.

Der böhmische Landmann haßte die Preußen als Kezzer — haßte sie sogar in einem so hohen Grade, daß er, um nicht mit ihnen in Berührung zu kommen, sein Getreide verbrannte oder vergrub, seine Hütte verließ und sich, jedem Ungemache trotzend, in die Wälder flüchtete. So fand denn das preußische Heer auf seinem Zuge nichts,

als leere Dörfer und Einöden. Nicht viel besser aber waren der Adel, die Priesterschaft, die Amtleute gesinnt. Die Anhänglichkeit an dem Hause Österreich ging so weit, daß es beinahe unmöglich war, im Lande irgend Einen aufzuspüren, der Nachrichten von den Bewegungen der österreichischen Truppen gegeben hätte.

Aus allen diesen Gründen, zu welchen noch ein von Morästen, Felsen, und Hohlwegen durchschnittenes Terrain kam, mußte der Rückzug angetreten werden; und auf demselben erfuhr Friedrich auf eine zuverlässige Weise, daß der österreichische Feldherr, zwei Meilen von Pisek, in einem festen Lager stehe, und, durch 24,000 Sachsen verstärkt, Willens sei, im Rücken des preußischen Heeres die Moldau zu überschreiten und dieses Heer von der Sasara und von Prag abzuschneiden. Wirklich wuchs die Verlegenheit des Königs mit jedem Tage, indem sich die Österreicher mit überlegener Macht auf alle von den Preußen gewonnene Posten warfen, und das Hauptheer so drängten, daß dem Könige keine andere Wahl blieb, als sich entweder von Schlesien abgeschnitten zu sehen, oder Prag und Böhmen gänzlich aufzugeben.

Gern hätte er eine entscheidende Schlacht geliefert; diese vermied jedoch der alte Marschall Traun (die Seele

des Prinzen Karl von Lothringen) mit der größten Vorsicht. Genöthigt also, Böhmen ohne Schwertschlag zu räumen, sendete Friedrich auch der Besatzung von Prag den Befehl, diese Stadt ohne Zeitverlust zu verlassen. Der Auszug geschah den 21. November unter den nachtheiligsten Umständen; denn gleichzeitig drangen durch drei Thore die leichten Truppen Österreichs in die Stadt, und, indem die Bürger zugleich mit den Croaten angriffen, kam es auf der Brücke zu einem blutigen Gefechte. Nicht weniger als 132 Kanonen und 14 Mörser mußten in Prag zurückgelassen werden, weil ihre Fortschaffung unmöglich geworden war.

Beschämt von dem Ausgange einer so gewaltigen Rüstung, stand Friedrich am 13. December wieder an der schlesischen Gränze. Er gestand sich zweierlei: erstens, daß der Krieg nirgends schwerer zu führen sei, als in Böhmen, wenn er mit Eroberungsabsichten unternommen worden: zweitens, daß Prag nur durch ein Heer behauptet werden könne. Doch es ist der Mühe werth, ihn über diesen Gegenstand selbstredend aufzuführen.

„Kein General — sagt er im zehnten Hauptstück der Geschichte seiner Zeit — beging in diesem Feldzuge so große Fehler, wie der König. Der erste bestand zuverlässig darin,

daß er sich nicht mit Magazinen versehen hatte, die beträchtlich genug waren, um sich wenigstens sechs Monate in Böhmen zu behaupten; denn um das Gebäude eines Heeres mit Erfolg aufzuführen, muß man nicht vergessen, daß der Magen das Fundament desselben ist. Dies war jedoch nicht alles. Er rückte in Sachsen ein, nicht ohne zu wissen, daß sein Kurfürst dem Wormser Vertrage beigetreten war. Entweder mußte er diesen Fürsten zur Veränderung seiner Parthei zwingen, oder er mußte ihn vernichten, ehe er einen Fuß in Böhmen setzte. Er belagerte Prag und entsendete nur ein schwaches Corps nach Beraun zur Beobachtung Bathyani's; hätten die Truppen nicht Wunder der Tapferkeit verrichtet, so würde er die Ursache ihres Verderbens gewesen seyn. Nach der Einnahme von Prag würde es der gesunden Politik gemäß gewesen seyn, mit der Hälfte des Heeres gerade auf Bathyani loszugehen, ihn vor der Ankunft des Prinzen von Lothringen zu vernichten und das Magazin von Pilsen zu nehmen: ein Verlust, der die Östreicher verhindert haben würde, nach Böhmen zurückzugehen; denn sie wären genöthigt gewesen, neue Subsistenz-Mittel herbeizuschaffen, was Zeit erfordert. Fehlte es an Eifer bei Anfüllung der preußischen Magazine, so muß man dem Könige nichts zur Last

legen, dagegen alles den Lieferanten, die sich bezahlen ließen, aber die Magazine nicht füllten. Wie aber konnte dieser Fürst so schwach seyn, den Feldzugs-Entwurf des Marschalls von Belleisle anzunehmen, der ihn nach Tabor und Budweis führte, da er sich selbst sagte, daß dieser Entwurf weder den Umständen, noch seinem Vortheile, noch den Gesetzen des Krieges angemessen sei? — So weit muß die Nachgiebigkeit nicht getrieben werden. Dieser Fehler zog viele andere nach sich. War es endlich erlaubt, das Heer auseinander zu legen, da der Feind nur um einen Tagesmarsch von diesen Quartieren entfernt lagerte? Herr von Traun spielte in demselben die Rolle des Sertorius, der König die des Pompejus. Das Verfahren des Herrn von Traun ist ein Muster, das jeder Militär, der sein Handwerk liebt, studiren muß, um es nachzuahmen, wenn er das Talent dazu hat. Der König selbst hat eingestanden, daß er diesen Feldzug als seine Schule in der Kriegskunst betrachtete, so wie den Herrn von Traun als seinen Lehrmeister. Das Glück ist zuweilen für Fürsten verderblicher, als die Widerwart: jenes berauscht durch Hochmuth; diese macht vorsichtig und bescheiden."

So richtete Friedrich sich selbst.

Die Lage des Königs, höchst bedenklich nach einem solchen Rückzuge, ward es noch mehr, als Maria Theresia sich in dem Warschauer Vertrage (8. Jan. 1745) aufs neue mit England, Sachsen und Holland verband, und ein Manifest ausgehen ließ, worin sie Schlesien, als dem Hause Österreich heimgefallen, erklärte, weil der König von Preußen den Breslauer Frieden gebrochen. Nicht lange darauf (20. Januar) starb Kaiser Karl der Siebente zu München, das seine Truppen den Österreichern im Herbste wieder abgenommen hatten, das aber bald darauf zum dritten Male in die Hände der Letzteren fiel. Daß die Franzosen den beschwerlichen Krieg in Deutschland noch lange fortsetzen würden, war, nach diesem Ereignisse, nicht zu erwarten; unter den Kurfürsten aber war kein einziger, der dem Gemahle der Königin von Ungarn die Kaiserwürde hätte streitig machen können. Friedrichs Schatz war durch die Anstrengungen des abgewichenen Jahres so erschöpft, daß er zur Bestreitung neuer Kriegsbedürfnisse seines Vaters Silbergeräth aus dem Berliner Schlosse in die Münze schicken mußte.

Nur allzu schnell und allzu gefährlich entwickelten sich die Folgen des verfehlten Feldzuges. Mit großer Lebhaftigkeit griffen die Österreicher Schlesien an. Die Städte

Hirsch-

Hirschberg, Landshut und Schmiedeberg wurden von den Kroaten besetzt und nachdem auch Cosel in die Hände der Österreicher gefallen war, wurde ganz Oberschlesien von ihnen überschwemmt. Nur eine entscheidende Schlacht zu liefern, konnte der Feldmarschall Traun noch immer nicht von seiner Vorsichtigkeit erhalten. Indeß gab seine Zögerung einzelnen preußischen Helden Gelegenheit zu kühnen Unternehmungen, welche in der Regel glückten und sich mit Einbringung großer Schaaren gefangener Feinde endigten. Die kühnste von allen war die des General Ziethen, als er, um seinen bei Frankenstein stehenden König mit dem Markgrafen Karl, der 9000 Mann in Jägerndorf befehligte, in Verbindung zu bringen, den kecken Entschluß faßte, sich einer feindlichen Truppe, die von Neustadt abzog, anzuschließen, und so, am hellen Tage, mitten durch ein großes, mit Feinden bedecktes Feld zu ziehen. Die Lage des Königs war so dringend, daß er dem General Ziethen den Befehl ertheilte, sich mit seinem Regimente durch den Feind durchzuschlagen, sollte auch nur ein Einziger übrig bleiben, der dem Markgrafen seinen Befehl überbringen könnte. Um nun sein schönes Regiment nicht ohne Noth aufzuopfern, befahl Ziethen seinen Husaren, die neu angelangten Pelze

anzuziehen, worin sie den Österreichern noch nicht bekannt waren. Dieser List vertrauend, ritt er ruhig fort, bis er Gelegenheit fand, sich der von Neustadt abziehenden Truppe anzuschließen. Die Österreicher hielten ihn und seine Leute lange für zu ihnen gehörig; und als sie endlich ihres Irrthums inne wurden, schlug Ziethen sich glücklich durch und kam mit einigen gefangenen Offizieren in Jägerndorf an.

Der Sohn und Erbe Karls des Siebenten, Maximilian, hatte, auf den Rath des Generals von Seckendorf, durch dessen Schuld die Österreicher wieder in den Besitz von Baiern gelangt waren, nach dem Tractat von Füssen seinen Frieden mit der Königin von Ungarn gemacht; und die natürliche Folge davon war keine andere gewesen, als daß die Franzosen sich über den Rhein zurück gezogen. Die ganze Last des Krieges fiel demnach seit dem 22. April 1745, wo jener Tractat geschlossen war, auf den König von Preußen zurück. Vergeblich bat er Ludwig den Fünfzehnten, dem Bündnisse des abgewichenen Jahres getreu zu bleiben, und den Krieg mit Österreich diesseits des Rheines fortzusetzen, seine Bitten verhallten unter den Zerstreuungen des französischen Hofes.

„In einer solchen Lage" — so schreibt er selbst in der

Geschichte seiner Zeit — „muß die Seele ihre ganze Kraft entfalten, um die Gefahren, womit man umgeben ist, scharf in das Auge zu fassen; in einer solchen Lage muß man sich nicht durch Phantome der Zukunft irre führen lassen, und sich aller möglichen und ersinnlichen Mittel bedienen, um dem Verderben, so lange es noch Zeit ist, zu entrinnen: vor allen Dingen aber muß man sich nicht von den Grund-Principien entfernen, auf welche man sein Kriegs- und Staats-System gebaut hat.“ Eines baldigen Angriffes von Seiten des Prinzen Karl von Lothringen gewiß, war Friedrich nur darauf bedacht, wie er diesen Gegner so empfangen wollte, daß er seiner Niederlage gewiß wäre.

Friedrich hatte sein Heer bei Frankenstein zusammen gezogen, als ihm hinterbracht wurde, daß der Prinz von Lothringen, von Königgrätz und aus der Gegend von Jaromirz kommend, sich bei Trautenau in Böhmen mit 20000 Sachsen vereinigt habe, und über Schatzlar vorrücke, fest entschlossen, den Besitz von Schlesien durch eine Schlacht zu entscheiden. Da nun der König den Einbruch der Verbündeten in die von ihm vertheidigte Provinz nicht wohl abwehren konnte, ohne Böhmen von neuem zum Schauplatz des Krieges zu machen. so stellte er sich, als

zöge er sich furchtsam zurück. Der Prinz von Lothringen ging in diese Falle. Während also Friedrich in den ersten Tagen des Juni zwischen Schweidnitz und Striegau ein Lager bezog, das wegen der vielen Anhöhen dem Auge seines Gegners verborgen blieb, rückte dieser den 3. Juni in die Dörfer an der Landstraße von Jauer nach Landshut: Dörfer, unter welchen der Name Hohenfriedeberg seitdem dem Andenken der Nachwelt empfohlen worden ist. Die Vorhut wurde von den Sachsen gebildet. Ihre, so wie der Österreicher Voraussetzung war, daß die Preußen erst unter den Kanonen von Breslau eine Schlacht annehmen würden; denn so hatte ein Späher ausgesagt, der zugleich in den Diensten des Königs stand. Sorglos wollten sie am 4. Juni ihren Marsch fortsetzen, als mit Tages Anbruch das preußische Heer, etwa 60000 Mann stark, in schönster Schlachtordnung auf den Höhen von Striegau erschien, und ehe die Österreicher sich sammeln konnten, die Sachsen angriff. Diese wurden geschlagen, ehe der Prinz von Lothringen erfuhr, daß die Schlacht begonnen habe; denn was er von Kanonendonner vernahm, hielt er für eine Folge der Anstrengungen, welche die Sachsen machten, um in den Besitz von Striegau zu gelangen. Endlich enttäuscht, versuchte

er zwar die verlornen Vortheile wieder zu gewinnen; doch keine Anstrengung, keine Tapferkeit der Österreicher vermochte etwas wider die Gewandtheit und den Ungestüm der Preußen. Schon um 9 Uhr Vormittags war alles entschieden. Während die Preußen etwa 1800 Todte verloren hatten, büßten die Verbündeten 4000 Todte, 7000 Gefangene und 60 Kanonen ein. Von den 70 Fahnen, welche die Preußen erbeuteten, nahm das Dragoner-Regiment Baireuth, unter der Anführung des Generals Geßler, allein 66. Noch auf dem Schlachtfelde erhielt das Regiment ein Belobungsschreiben, und seinem Jugendfreunde Chazot, der als Major bei demselben stand, veränderte der König das Wappen, indem er viele Fahnen und dazu die Zahl 66 und den Namen Hohenfriedberg hineinsetzen ließ. Nie hatte sich die Wahrheit „daß der Geist die Masse bewegt," in einem glänzenderen Lichte gezeigt; den von 64 Bataillonen, welche das preußische Heer ausmachten, waren nur 27 in das Feuer gekommen. Entzückt von der Erinnerung an die Tapferkeit, welche seine Truppen in dieser Schlacht bewiesen, schrieb Friedrich noch in einem vorgerückten Alter die Worte nieder: „die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als Preußen auf einem solchen Heere." Unstreitig rechnete er sich selbst dazu.

Mehrere Umstände verhinderten die Verfolgung, sonst würde die Niederlage der Österreicher noch größer gewesen seyn. Der Prinz von Lothringen ging nach Böhmen zurück, wo er bei Königgrätz ein festes Lager bezog. Ihm dahin folgend, lagerte sich der König, zuerst bei Chlum, in der Folge bei Jaromirz. Beide Heere standen einander so nahe, daß man hätte glauben mögen, sie hätten sich zur Belagerung von Königgrätz vereinigt. Alle Feindseligkeiten beschränkten sich indeß auf kleine Cavallerie-Gefechte. Mehr konnte und mehr wollte Friedrich nicht unternehmen; denn außerdem, daß er einen beträchtlichen Theil seines Heeres hatte zurücklassen müssen, um Cosel zu erobern und die Sachsen im Zaum zu halten, beschäftigte ihn der Ausgang der Unterhandlungen, die er mit Georg dem Zweiten angeknüpft hatte, um zu einem erwünschten Frieden zu gelangen.

Der König von England war des längeren Aufenthaltes in Deutschland überdrüssig, noch überdrüssiger aber der Hülfsgelder, die er zu bezahlen hatte, um den Krieg mit Frankreich fortsetzen zu können. Da nun Friedrich, nach dem Ableben Karls des Siebenten, keinen Grund hatte, dem Gemahl der Königin von Ungarn die Kaiser-

krone streitig zu machen; so schlossen beide Monarchen leicht einen Vertrag, worin Georg der Zweite sich anheischig machte, die Königin von Ungarn zum Frieden zu bewegen, dem Bündniß gegen Friedrich zu entsagen und ihm die Gewährleistung aller Mächte in Beziehung auf den ungestörten Besitz Schlesiens zu verschaffen. Dieser Vertrag war vom 26. August 1745.

So reizend die Aussicht war, die er gewährte: so wollte doch Maria Theresia damit nichts zu schaffen haben. Die Wahl ihres Gemahls zum römischen Kaiser betreibend, erklärte sie zu Frankfurt, in Erwiederung auf die Friedens-Anträge, welche Friedrich ihr durch geheime Emissarien machen ließ, „sie wolle lieber das Hemde, als Schlesien einbüßen *)."

Sobald die Wahl des Großherzogs von Toskana zum römischen Kaiser beendigt war (13. September 1745), sendete sie dem Prinzen von Lothringen Verstärkungen, mit dem Befehle, eine Schlacht zu wagen, welche Böhmen befreiete. Das Heer des Prinzen belief sich, von jetzt an, auf wenigstens 40000 Mann, während Friedrich nicht viel mehr als 18000 bei sich hatte. Jener rechnete auf

*) Siehe Histoire de mon temps, p. 235.

einen um so glänzenderen Erfolg, da dieser, aus Scheu in dem umfriedeten Böhmen zu Grunde zu gehen, seinen Rückzug nach Schlesien anzutreten entschlossen war; denn er mußte, von fünf zu fünf Tagen, seine Lebensmittel aus Schweidnitz beziehen, in dessen Nähe schon die Ungarn streiften, und über Böhmens Gebirge sich einen freien Rückzug zu erhalten, war eine Aufgabe, die sich kaum noch lösen ließ.

Den 30. September, früh um 4 Uhr, war Friedrich eben damit beschäftigt, seinen Feldherren die Anordnungen für den Marsch des Tages mitzutheilen, als ihm berichtet wurde, daß man eine lange Reihe von Reiterei entdecke, und daß, dem Staube nach zu urtheilen, die ganze feindliche Macht anrücke. Diese Nachricht mochte dem Könige sehr unangenehm seyn; doch schnell gefaßt, hielt er es für weniger gefahrvoll, eine Schlacht zu liefern, als im Angesichte des Feindes durch die Engpässe zu ziehen, welche nach Trautenau führten. Er brach also, gegen die Erwartung des feindlichen Heerführers, der nur auf ein Treffen mit der Nachhut gerechnet hatte, mit seinem Lager bei Sor nicht auf. Da die Österreicher in Schlachtordnung anrückten, so mußten sich die Preußen, unter dem Feuer von zwei Batterien mit acht und

zwanzig Kanonen, zur Schlacht reihen. Dies kostete manchem braven Mann das Leben. Zwischen der Reiterei wurde es zuerst lebhaft; doch die österreichische, die Vertiefungen hinter sich hatte und auf allzu engem Raum in drei Linien aufgestellt war, konnte ihre Überlegenheit nicht geltend machen.

Von den Preußen geworfen, stürzte sich die erste Linie auf die zweite und diese wieder auf die dritte; nirgends aber war in dieser Verwirrung Platz, wo sich die funfzig Schwadronen hätten von neuem bilden können. Ein Theil der preußischen Infanterie, muthiger durch die Verwirrung des Feindes, warf sich auf die Batterieen der Österreicher, nahm eine derselben, und von nun an entstand ein wechselreicher Kampf, der um so muthiger fortgeführt wurde, weil das Schlachtfeld nur Höhen und Tiefen hatte. Nach jenen strebten die Österreicher auf, um ihrer Verwirrung abzuhelfen; doch sie wurden von einer nach der andern geworfen, und nachdem der Kampf 5 Stunden gedauert hatte, traten sie den Rückzug an, ohne Befehl dazu bekommen zu haben.

Friedrich selbst schrieb den davon getragenen Sieg ihrer mangelhaften Kriegszucht bei einer fehlerhaften Aufstellung zu; jene ging so weit, daß das einzige ungarische

Regiment, das in das preußische Lager eingedrungen war, das Gepäck plünderte, ohne sich um die Schlacht zu bekümmern, und daß die ersten flüchtigen Reiter nicht zum Stehen gebracht werden konnten, wiewohl Fürst Lobkowitz mit eigener Hand drei Offiziere derselben niederstieß, wogegen ihn die Soldaten in einen Graben warfen.

Der Gewinn der Preußen bestand in 22 Kanonen, 10 Fahnen, und 1700 Gefangenen. In noch höheren Anschlag war zu bringen, daß sie jetzt ohne bedeutende Gefahr nach Schlesien zurückgehen konnten.

Fünf Tage verweilte der König auf dem Schlachtfelde, ehe er Böhmen verließ; der Rückzug nach Schlesien blieb aber nicht ohne allen Verlust, am wenigsten in den engen Pässen bei Schatzlar, wo am 16. October Panduren aus Büschen auf die Vorüberziehenden feuerten, die sich in den tiefen Hohlwegen nicht wehren konnten. Auf schlesischen Grund und Boden angelangt, vertheilte der König sein Heer zwischen Schweidnitz und Striegau, und ging den 28. October nach Berlin, um die Friedensunterhandlungen fortzusetzen.

Begleitet von seinen Leibgarden, kam der König den 8. November nach Berlin zurück. Sein Einzug glich einem Triumphzuge. Die in den Schlachten bei Hohenfriedberg

und bei Sor genommenen Kanonen bildeten eine lange Linie; noch mehr aber erfreuten die österreichischen Fahnen in den Händen der Reiter. Diese wurden in der Garnisonkirche niedergelegt, und erschienen den Bewohnern der Hauptstadt, vermöge ihrer großen Anzahl, als Unterpfänder des nahen Friedens.

Arge Täuschung! Während Friedrich selbst an den nahen Frieden glaubte, erfuhr er, daß die rastlose Maria Theresia ihm den tödlichsten Schlag bereite.

Karl von Lothringen erhielt den Befehl, mitten im Winter mit seiner ganzen Macht aus Böhmen aufzubrechen, und sich, vereinigt mit den sächsischen Truppen, schleunigst auf Berlin zu werfen, um dem Könige in seinen alten Provinzen die Sehnen seiner Macht abzuschneiden.

Der Angriff sollte auf fünf Punkten zugleich geschehen: von Crossen her, um den König von Schlesien abzuschneiden; ein zweites Corps sollte in Oberschlesien eindringen; ein drittes in der Niederlausitz erscheinen; ein viertes Halle über Leipzig anfallen und Magdeburg beunruhigen; ein fünftes endlich, 20,000 Mann stark, aus dem Erzgebirge grade auf Berlin vorgehen und sich dieser Hauptstadt bemächtigen. So lautete zum wenigsten die Nach-

richt, die man zu Berlin von den Absichten der Kaiserin erhielt.

Sie verbreitete eine Bestürzung, die nur Friedrich nicht theilte. Sein Gegenoperationsplan war sogleich entworfen. Dem Fürsten von Anhalt befahl er, mit seinem Heere, das sich bei Halle zusammenzog, nach Sachsen zu eilen; er selbst stellte sich an die Spitze der schlesischen Armee, die aus 30,000 versuchten Kriegern bestand. Alle Pässe nach Böhmen besetzend, damit keine Kundschaft von ihm zu dem Feinde gelangen möchte, stürmte er in die Lausitz, und ging den 23. November bei Naumburg über den Queis auf Görlitz los. Vier sächsische Regimenter, auf welche er bei Hennersdorf stieß, unterlagen eben so sehr ihrem Erstaunen, als dem entschlossenen Angriffe, den Ziethen, von den Cürassiren unterstützt, auf sie machte: sie ergriffen die Flucht und die Husaren nahmen ihnen 4 Kanonen, 2 Paar Pauken, 3 Fahnen, 3 Standarten, 1000 Gefangene und das ganze Feldgeräthe ab. Dieser Schlag war entscheidend; denn er bewog den österreichischen General Grünne, der sich bereits den brandenburgischen Gränzen genähert hatte, zur Umkehr und Vereinigung mit der sächsischen Haupt-Armee, die unter den Befehlen des Grafen Rutowsky bei Dresden stand.

Als Friedrich am 25. November in Görlitz einrückte, wo er ein feindliches Magazin zu erobern das Glück hatte, zog sich der Prinz von Lothringen nach Böhmen zurück. Von dem General Winterfeld bei Zittau erreicht, litt der österreichische Nachtrab bedeutenden Verlust, während Oberst Brandeis den Sachsen in Guben ein anderes Magazin wegnahm und es nach Bautzen schaffte. Gleichwohl rückte der Prinz von Lothringen wieder über die Elbe nach Dresden, wo ihm die sächsische Kriegsverwaltung, allen seinen Gegenvorstellungen zum Trotz, so ausgedehnte Quartiere gab, daß er vier und zwanzig Stunden brauchte, um seine Truppen zusammenzuziehen. Der Fürst von Dessau, beseligt, mit seinem bei Halle versammelten Heere in das Kurfürstenthum einzufallen, nahm den 29. November Leipzig mit Kapitulation, und rückte hierauf über Torgau, nach Meißen, wo der General Lehwald sich mit ihm verband. Beide gingen nun auf Dresden los. Jetzt entfloh August der Dritte nach Prag in solcher Verwirrung, daß die jüngsten Prinzen seines Hauses zurück blieben.

Zwischen dem Prinzen Karl von Lothringen und dem sächsischen Feldherrn Rutowsky bestand die Verabredung, daß dieser ihn frühzeitig benachrichtigen sollte,

wenn er seiner Hülfe bedürfe. Doch Rutowsky hielt sich für stark genug, als er den 15. December bei Kesselsdorf von dem Fürsten von Anhalt, ehe sich dieser mit dem königlichen Heere (das bis Meißen vorgerückt war) vereinigt hatte, angegriffen wurde. Wie der Marschall von Sachsen bei Fontenay, so wollte jener durch seine Artillerie den Sieg erzwingen. Wirklich gelang es ihm, die beiden Angriffe der Preußen bei Kesselsdorf zurückzuschlagen; als ihm dies aber geglückt war, beging er die Unvorsichtigkeit, verfolgen zu wollen, und gerieth dadurch vor sein eigenes Geschütz, welches nun schweigen mußte. Diesen Augenblick benutzte Anhalt, das Dorf mit Sturm zu nehmen. Ein Theil der Österreicher wurde in diese Niederlage verwickelt. Nichts desto weniger zeigte sich Karl von Lothringen bereit, als Rutowsky mit dem geschlagenen Heere zitternd in Dresden anlangte, vereint mit ihm am folgenden Tage die Preußen wieder anzugreifen. Dies war jedoch ein Vorschlag, auf welchen der sächsische General, der 5000 Todte auf dem Schlachtfelde zurückgelassen, und, außer eben so vielen Gefangenen, 48 Kanonen verloren hatte, nicht eingehen konnte. Der Prinz von Lothringen räumte demnach Dresden und zog sich nach der böhmischen Gränze zurück.

Friedrich, der den 16. December mit seinem Heere zu dem Fürsten von Dessau gestoßen war, hielt am 18ten seinen Einzug in Dresden, wo er sogleich den zurückgebliebenen Theil der königlichen Familie besuchte, und alle auf das Höflichste tröstete.

So endigte dieser Krieg; denn um das Land ihres Bundesgenossen nicht in Feindes Hand zu lassen, bequemte sich die Kaiserin zum Frieden; und da auf der andern Seite Friedrich allzu weise war, um seine Forderungen höher zu spannen: so ward noch vor Ablauf des Jahres, am 25. December, der Friede zu Dresden geschlossen: ein Friede, worin Österreich zum zweiten Male Verzicht auf Schlesien leistete, der König von Preußen den Großherzog von Toskana als rechtmäßigen römischen Kaiser anerkannte und der König von Polen die doppelte Verbindlichkeit übernahm, den Preußen eine Million Thaler für rückständige Kriegsschatzungen zu zahlen und nie wieder einem Feinde Preußens den Durchzug durch seine Staaten zu gestatten. Diese wurden sogleich geräumt.

Für die Bewohner Berlins war der Zeitraum vom 9. November, wo der König zum Heere abreisete, bis zum 16. December, wo der Marquis von Descouville (ein Kammerherr der Königin, welcher dem Feldzuge als

Freiwilliger beigewohnt hatte) die Nachricht von dem Siege bei Kesselsdorf überbrachte, eine Periode der Bekümmerniß und der Angst gewesen. Im Großen glich Berlin, während dieser verhängnißvollen Zeit, mehr einem befestigten Lager, als einer Hauptstadt. Da es nur durch vier Bataillone vertheidigt wurde, welche höchstens durch 2000 Ausgehobene verstärkt werden konnten, so geriethen die zurückgebliebenen Generale auf den Gedanken, 16,000 Bürger zu bewaffnen und in verschiedene Compagnieen einzutheilen. Täglich übte man sie in den Waffen; „und diese Bürger der Hauptstadt eines kriegerischen Staates — so drückt sich ein Augenzeuge darüber aus — schickten sich zu diesen Übungen mit so viel Eifer an, und zeigten so viel guten Willen, daß es alle Erwartung übertraf.“ Vor jedem Thore wurde eine Schanze errichtet und mit Kanonen besetzt; auf dem Tempelhofer Berg vor dem hallischen Thore aber wurde die größte Schanze angelegt. So gewiß war man der Ankunft des Feindes, daß man hölzerne Gerüste erbauete und diese an die Stadtmauer schob, damit Soldaten und Bürger im Stande wären, über die Mauer hinauszuschießen. Da, wo Berlin noch Pallisaden hatte, grub man einen weiten trockenen Graben aus und gebrauchte die ausgeworfene Erde hinter den Pallisaden als

Brust-

Brustwehr. In vierzehn Tagen war diese Arbeit vollendet; mit so viel Munterkeit ging man zu Werke. Zwar verhehlte man sich nicht, daß die große Stadt, mit allen diesen Vertheidigungsmitteln, einem ernsthaften Angriffe nicht widerstehen würde; doch nicht gegen einen solchen, sondern nur gegen das Anprellen der ungeregelten Truppen wollte man sich vertheidigen — vielleicht auch nur die Ruhe der Bürger durch Beschäftigung sichern. Es gab Augenblicke, wo falsche Nachrichten, oder auch die eigene Furcht das Schlimmste erwarten ließen, und wo der Name Grünne ein wahrer Schreckensname war; und dies dauerte fort, bis der Cabinetsminister Graf von Podewils die erste Nachricht von der Niederlage der Sachsen bei Hennersdorf erhielt.

Von jetzt an athmete man freier — und immer freier, je schneller sich die günstigen Berichte von den Fortschritten des preußischen Heeres drängten. Die Nachricht von dem Siege bei Kesselsdorf vernahm Berlin den 17. December Abends zwischen 8 und 9 Uhr, wo der Marquis von Descouville mit 40 Postillonen, deren jeder eine brennende Fackel in der Hand führte, seinen Einzug unter lautem Frohlocken, die Linden entlang bis zum Schlosse, hielt. —

Gleichzeitig erhielt der Graf von Podewils den Befehl, sich nach Dresden zu begeben, um den Frieden mit dem Grafen von Kaunitz, dem brittischen Minister, Herrn Villiers, und dem sächsischen Minister, Herrn von Bülau, abzuschließen.

Das Entzücken, womit Friedrich von den Berlinern empfangen wurde, glich der Angst, welche sie ausgestanden hatten. „Den 28. December (dies war der Tag der Rückkehr) hörte man, von frühe an, alle Glocken läuten. Gegen Mittag versammelten sich die Bürger-Compagnien vor den Häusern ihrer Hauptleute, marschirten hierauf nach ihren Posten und stellten sich von dem Stadtthore bis an den großen Eingang des Schlosses in doppelte Reihen; jede Compagnie zog mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen einher. Nicht weit vom Schlosse war eine Frei-Compagnie von jungen Kaufleuten gestellt, die den Buchführer Fromers zu ihrem Hauptmanne gewählt hatte; ihre Fahne war weiß, und drinnen sah man ein flammendes Herz mit dem Wahlspruche: sic ardet pro rege. Nach dem Mittagessen fuhr der König gemächlich der Stadt zu; er saß in einem offenen Phaeton, begleitet von zwei Brüdern, dem Prinzen von Preußen und von dem Prinzen Heinrich, der ihm von Berlin aus entgegen gefahren war. Ganz Ber-

lin gerieth in Bewegung, als er sich dem Thore näherte. Wir halten uns nicht dabei auf, die Züge zu beschreiben, welche dem königlichen Wagen vorangingen. Mit dem Geschrei: Es lebe der König! Es lebe Friedrich der Große! empfangen, fuhr der Held Schritt vor Schritt dem Schlosse zu. Junge Mädchen streueten ihm Blumen und von den Dächern der Häuser und aus den Fenstern sah man alle Augenblicke kleine Lorberkränze fliegen, welche die Frauen nach dem Wagen des Königs warfen. Das Betragen des Königs entsprach so vieler Liebe, so freier Huldigung. In seinem Antlitze spiegelte sich nur Freude und Wohlwollen. Er grüßte zur Rechten und zur Linken, und sagte zu dem Volke, das sich, ihn zu sehen, stürmisch drängte: „Erdrückt euch nicht, meine Kinder; nehmt euch in Acht vor den Pferden; sorgt, daß kein Unglück geschehe.“ Einige lächelte er an; zu andern redete er mit huldreicher Miene.

Nie war eine Freude reiner und größer zugleich. Um 6 Uhr Abends war die ganze Stadt erleuchtet. Der freudige Tumult dauerte fort, und in ihm verloren sich alle Unterschiede des Standes und des Ranges. Friedrich selbst wurde auf eine rührende Weise davon ergriffen.

Denn, als er, bald nach seiner Ankunft auf dem Schlosse, erfuhr, daß sein ehemaliger Lehrer, der Geheimerath Duhan de Jandun, im Sterben liege, so trieb ihn die Ungeduld, diesen von ihm hochgeachteten Greis, dem er so viel verdankte, noch einmal zu sehen, und ihm, wo möglich, die letzten Augenblicke zu versüßen. Herr Duhan wohnte auf dem Werder, in einer engen Straße ohne Ausgang. Dahin also begab sich ohne Zeitverlust der König, begleitet von seinen sämmtlichen Brüdern. Vor das Bette seines alten bewährten Freundes tretend, redete er ihn mit folgenden Worten an: „Mein lieber Duhan, mein Schmerz ist sehr groß, Sie in dieser Lage zu sehen. Wollte Gott, ich könnte etwas zu Ihrer Wiederherstellung und zur Linderung Ihrer Krankheit beitragen! Sie würden sehen, wie viel meine Dankbarkeit Ihnen mit Freuden opfern würde!“ Duhan antwortete mit schwacher Stimme: „Es ist der größte Trost, der mir zu Theil werden konnte, Ew. Majestät noch einmal gesehen zu haben; ich hoffe nun leichter sterben zu können; denn mit mir ist es aus.“ Bei diesen Worten machte er eine Bewegung, die Hand des Königs zu küssen. Friedrich entzog sie seinem alten Lehrer, warf ihm einen Kuß zu, und schied von ihm

mit dem Ausrufe: „Nein, dies läßt sich nicht länger ertragen!“ Duhan starb den folgenden Tag*).

Die Beleuchtung der Stadt und der Freudentaumel über die glückliche Rückkehr des Königs dauerten die ganze Winternacht hindurch; der Volkswitz aber offenbarte sich in manchen Sinnbildern, die wohl zum Lächeln reizen konnten. So hatte ein wohlhabender Bürger den General Grünne mit vielen österreichischen Husaren auf Krebsen reitend darstellen lassen, die Stadt Berlin in weiter Ferne; und drunter standen die Worte: „Also ging der General Grünne auf Berlin los!“ Ein anderer, die Furchtsamkeit der höheren Stände verspottend, hatte auf einem großen Gemählde viele Kutschen, mit Sechsen und Vieren bespannt, desgleichen viele Kaleschen und Karren dargestellt, die sich im vollen Rennen von der Hauptstadt entfernten, und mitten unter diesen einen Hasen, welcher ebenfalls floh, mit den Worten: Zur Gesellschaft! — Der König und der Hof gingen gegen zehn Uhr Abends auf das Schloß zurück. Unter den Einwohnern der

*) Siehe die Freundschaftlichen Briefe des Freiherrn von Bielefeld. Th. II. — wie auch Charakteristik Friedrich des Zweiten. Th. I. Seite 97.

Hauptstadt hörte der Jubel und das Schießen aus den Flinten erst auf, als es lichter Tag geworden war. Drei Tage darauf gab der König ein kostbares Friedensfest im Opernsaal, woran das Volk in großer Allgemeinheit Theil nahm.

Dem Sieger bei Hohenfriedberg, bei Sor, bei Hennersdorf, konnte das Prädikat eines ausgezeichneten Helden nicht versagt werden; auch war nicht bloß Deutschland, sondern auch die ganze europäische Welt hierin einverstanden. Gleichwohl verabscheuete dieser Held den Krieg. Ohne mit seinen Neigungen zu Rathe zu gehen, hatte er sich, den Kriegesschauplatz betretend, der Nothwendigkeit mit Freiheit unterworfen; und jetzt, wo diese Nothwendigkeit beseitigt war, trat er, freudigen Herzens, in den Wirkungskreis zurück, der keine weitere Aufforderung zum Zerstören enthielt.

Einem geistreichen Könige kömmt jeder mit Entwürfen entgegen, die seine Genugthuung vermehren können; und dies erfuhr Friedrich nach seiner Rückkehr aus dem letzten Feldzuge.

Wohl fühlten seine Minister, daß sie, um seinen Beifall zu haben, Freunde der Wissenschaften und Künste seyn müßten; die Muße, die ihnen der erste schlesische

Krieg gewährte, enthielt noch eine kräftigere Aufforderung dazu.

So geschah es denn, daß der General-Feldzeugmeister Graf von Schmettau und der Staats- und Cabinets-Minister von Bork im Jahre 1742 eine gelehrte Gesellschaft errichteten, die sich wechselsweise bei dem einen, oder bei dem andern von ihnen versammelte. Die erste Versammlung wurde bei dem Grafen von Schmettau gehalten; sie war zahlreich und ein Herr von Francheville eröffnete sie durch Ablesung einer Ode auf diese Feierlichkeit; damals kein Gegenstand höhnischer Bemerkungen, weil der König selbst Oden machte. Die Gesellschaft entwarf hierauf Gesetze für sich selbst, „bei welchen man" — wie Herr von Bielefeld sich darüber ausdrückt — „hauptsächlich dieses zum Augenmerk nahm, daß sie nicht ein Kaiserthum oder Königreich der Wissenschaften, sondern eine Republik derselben sei, deren Bürger, wenn man sich von ihren Arbeiten etwas Vorzügliches versprechen will, eine große Freiheit genießen müssen *)." — Dem so eben genannten Freiherrn wurde aufgetragen,

*) Siehe freundschaftliche Briefe des Freiherrn von Bielefeld. Th. II. pag. 150.

die Gesetze abzufassen, das Protokoll zu führen und das Amt eines Sekretärs der Gesellschaft zu verwalten; und der König billigte nicht bloß dies Privat-Unternehmen, sondern erklärte sich auch für den Beschützer der Gesellschaft, der er im Schlosse ein stattliches Zimmer zu ihren Versammlungen einräumte.

Der Gedanke an die Wiederherstellung der von dem Herrn von Leibnitz errichteten und während der Regierung Friedrich Wilhelms des Ersten beinahe gänzlich verkümmerten Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften wurde nun aufs Neue rege; und da die zur Verschmelzung der alten Gesellschaft mit einer neuen Akademie der Wissenschaften niedergesetzte Commission ungefähr um dieselbe Zeit ihren Bericht erstattete: so erhielt das neue Institut seine organische Gesetze *). Der König selbst blieb der Beschützer. Die Ober-

*) Zu dieser Commission gehörte auch der Freiherr von Bielefeld, und er ist es, der sich folgendermaßen über dies Geschäft ausdrückt: „Ich gestehe, daß ich beim Nachsehen dieser alten Register, so oft ich auf die Pensionen kam, welche der verstorbene König Friedrich Wilhelm ausgesetzt hatte, nicht ohne einen empfindlichen Verdruß die Artikel lesen konnte, wo es hieß: „so und so viel für die Hofnarren Seiner Majestät. Diese

aufsicht wurde vier Staatsministern anvertraut, welche alle halbe Jahre im Vorsitz wechselten. Diese Minister waren, der Graf von Schmettau, der Herr von Viereck, der Graf von Gotter, und der Herr von Bork. Die Akademie selbst ward in vier Classen gesondert, von welchen die erste sich mit der Physik, die zweite mit der Mathematik, die dritte mit der spekulativen Philosophie, die vierte mit der Philologie beschäftigte. Geoffenbarte Theologie, die bürgerlichen Rechte, die bloße Poesie und die Redekunst waren als Gebiete bezeichnet, die nicht berührt werden durften. Jede der vier Classen sollte aus sechs Mitgliedern bestehen, die, für das ihnen ausgeworfene Gehalt, verpflichtet wären, in Berlin zu wohnen und jährlich eine oder zwei gelehrte Abhandlungen für die Akademie auszuarbeiten. Sechszehn Plätze wurden für vornehmere Königliche Staats- und Krieges-Bediente,

---

Narren waren der Vice-Präsident der Gesellschaft (Gundling) und noch ein anderer Schurke, den man Astralicus nannte. Ein schöne Ehre für die Wissenschaften!" — Wir lassen es dahin gestellt seyn, ob Friedrich Wilhelm der Erste ganz Unrecht hatte, den Wissenschaften seiner Zeit die Ironie zur Seite gehen zu lassen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

die Liebhaber und Beförderer der Wissenschaften seyn sollten, bestimmt; sie führten die Benennung der Ehrenmitglieder. Eine Commission aus den vier Directoren, dem Sekretär und dem Bibliothekar zusammengesetzt, sollte die Herausgabe der Memoiren besorgen. Die beste Schrift über eine von der Akademie aufgegebene Materie — und statutenmäßig mußte in diesen Aufgaben unter Physik, Mathematik, Philosophie und Philologie gewechselt werden — hatte eine Belohnung von 50 Ducaten in einer Denkmünze zu erwarten *). Den 23. Januar 1744, als an dem Tage vor dem Geburtstage des Königs, hielt die neue Akademie ihre erste Versammlung in dem Königlichen Schlosse. Hier versammelten sich die Akademiker alle Donnerstage, bis sie, im Jahre 1749 ihre Sitzungen in dem obern Stockwerke des wieder aufgebaueten Königlichen Stalles unter den Linden (wo ihnen zur Verwahrung ihrer Bibliothek, ihrer mathematischen Instrumente, ihrer Naturalien, Modelle und anderer Seltenheiten, mehrere Zimmer eingeräumt waren) halten konnten. Den 31. Mai 1745 ertheilte die Akademie den ersten

*) Nach H. Nicolai wurde die erste Denkmünze dieser Art von dem berühmten Hadlinger gegraben.

Preis und den 15. Juli desselben Jahres ward beschlossen, „daß künftig der Druck der Abhandlungen der Akademie in französischer Sprache geschehen sollte.

Herr von Maupertuis wurde 1746 zum Präsidenten bestellt; und die natürliche Folge davon war, daß die Autorität der vier Curatoren in Verfall gerieth, wiewohl die vier Königlichen Minister, deren wir oben erwähnt haben, in ihrer Eigenschaft als Curatoren bestätigt wurden. Nach Maupertuis Tode, welcher im Jahre 1759 erfolgte, blieb die Präsidentenstelle unbesetzt; und der König befahl der Akademie, keine neue Mitglieder zu wählen, bis der neue Präsident ernannt seyn würde. Da nun diese Ernennung nicht erfolgte, so beschränkte sich das bisherige Wahlrecht der Akademie in ein bloßes Recht des Vorschlags; wenn aber ein Gelehrter sich beim Könige um die Ehre der Mitgliedschaft bewarb, so pflegte er darüber nicht eher zu beschließen, als bis er das Gutachten der Akademie vernommen hatte.

So erhielt Berlin seine Akademie der Wissenschaften; und dieser organische Zustand blieb ihr, so lange Friedrich der Zweite regierte.

Was den König unmittelbar nach Beendigung des zweiten schlesischen Krieges am meisten beschäftigte, war

die Ausführung eines lange bearbeiteten Entwurfs, den nur die unsichere Lage des Königsreichs in den Jahren 1743 und 1744 hatte zurückdrängen können; ich meine den Bau des Lustschlosses, das nach seiner Vollendung Sanssouci genannt wurde.

Wenn ein wüster Sandberg in einen Königssitz verwandelt wird, und wenn dieser Königssitz zuletzt alles in sich faßt, was Natur und Kunst in einer gegebenen Zeit Reizendes aufzuweisen haben: so setzt dies eine solche Fülle schöpferischer Gedanken voraus, daß man jedem Versuche, das allmählige Entstehen dieser Schöpfung nachzuweisen, aus dem sehr einfachen Grunde entsagen möchte, daß er nicht beendigt werden kann. Auf der andern Seite wollen Wunder dieser Art erklärt seyn, und die Forderung, welche in dieser Hinsicht an den Geschichtschreiber gemacht wird, ist so gebieterisch, daß, wie wenig er auch geben mag, selbst dies wenige, wo nicht befriedigt, doch vergnügt. Und so entschuldige denn der Leser, was wir hier, als aus den beglaubigsten Nachrichten geschöpft, über die Entstehung und allmählige Ausbildung von Sanssouci mittheilen werden.

Wie früh der Gedanke, außerhalb des Brandenburger Thores der Stadt Potsdam ein Landhaus für sich erbauen

zu lassen, in Friedrich entsprungen sei, läßt sich nicht wohl angeben. Sein Vater hatte 1715 vor jenem Thore einen Küchengarten anlegen und in demselben ein sogenanntes Lusthaus erbauen lassen, das aus bloßem Fachwerke bestand. Diese Schöpfung war nicht nach Friedrichs Geschmack; sie war es um so weniger, weil die ganze Umgegend zu einer kühneren gleichsam herausforderte. Auf der, vor dem Küchengarten liegenden Anhöhe, nach dem Dorfe Bornstädt zu, lag ein Weinberg; der übrige gegen Mitternacht des Küchengartens gelegene Abhang bestand aus unfruchtbarem, todtem Sande. Nichts desto weniger gefiel dem Könige dieser Berg wegen der reitzenden Aussicht, die er gewährte; und als Liebhaber saftiger Baumfrüchte und guter reifer Trauben, beschloß Friedrich zunächst, den Berg in eine regelmäßige Form bringen zu lassen, um, mit Hülfe künstlicher Vorrichtungen, von den besten in- und ausländischen Weinstöcken vollkommen reife Trauben zu gewinnen.

Dies scheint der erste Keim gewesen zu seyn, aus welchem Sans-Souci hervorgegangen ist.

Durch einen Cabinets-Befehl vom 10. August 1744 (also wenig Tage vor der Abreise des Königs zum Heere) erhielt der kurmärkische Baudirektor Dietrichs den Auf-

trag, jene Anhöhe in sechs verschiedene, unter sich gleiche Absätze oder Terrassen, nach parabolisch eingebogenen Linien abzutheilen, und die Erdmassen durch schräg aufgeführte Bekleidungsmauern zu unterstützen und haltbar zu machen; dabei war vorgeschrieben, daß jede dieser Terrassen 10 Fuß Höhe erhalten sollte. Dietrichs legte sogleich Hand ans Werk, und dieses kam in dem ebengenannten und in dem nächstfolgenden Jahre dahin zu Stande, daß jede Terrasse mit Fenstern versehen war, hinter welchen die Weinstöcke in besonderen Nischen entweder concentrirte Sonnenstralen, oder, wenn die Fenster geöffnet wurden, Luft bekommen konnten. Gleichzeitig erhielt die Mitte der eingebogenen Terrassen steinerne Freitreppen, jede von zwanzig Stufen, und zu beiden Seiten derselben wurden Rampen von bloßem Erdwerke, jedoch mit gemauerten Seitenwangen angelegt, damit man sich beim Hinauf- und Hinabsteigen der einen oder der andern bedienen könnte. Auch wurden Umfassungsmauern aufgeführt und das Fundament zu einem Orangenhause gemauert; da aber dem Könige, als er im Winter 1744 bis 1745 nach Potsdam zurückkam, der eingefaßte Bezirk allzu klein schien: so wurde das Einschließungswerk, so wie das angefangene Orangenhaus wieder abgebrochen

und beides mit Vergrößerung des innern Raumes, mehr außerhalb, wieder aufgeführt.

Diese Anlage erhielt anfänglich die Benennung des königlichen Weinberges. Die Beendigung der Arbeiten, besonders die Aufführung der Umschließungsmauer, verzog sich bis ins Jahr 1746. Da das von Friedrich Wilhelm aufgeführte Lusthaus des Küchengartens im Wege stand, wenn die Mittellinie der neuen Anlage, welche durch die obengedachten Freitreppen ging, bis an das Ende des alten Küchengartens verlängert werden sollte: so wurde es abgebrochen und in der gegen Abend gelegenen kleinen Waldung, Rehgarten genannt, wieder aufgebauet, wo es dem Fasanenwärter zur Wohnung diente. Dieser Rehgarten verwandelte sich in einen Küchengarten.

Ohne ein Landhaus würde der königliche Weinberg unvollständig geblieben seyn. Friedrich selbst hatte die Idee dazu gegeben, der Herr von Knobelsdorf die Zeichnung entworfen, der Baudirektor Dietrichs den Riß in das Große gezeichnet. Der schriftliche Cabinets-Befehl zum Aufbau von Sans-Souci erfolgte den 13ten Januar 1745, d. h. zu einer Zeit, wo der König mit der Vertheidigung Schlesiens vollauf beschäftigt war. Diesem

Cabinets-Befehl gemäß, schloß Dietrichs, wegen Anschaffung der nöthigen Materialien, die Contracte mit den Lieferanten, nicht ohne zugleich mit den Werkmeistern in Verbindung zu treten. Den 14. April des ebengenannten Jahres wurde, unter seiner Leitung, der Grundstein zu dem neuen Gebäude gelegt; und das Aufgraben und Aufmauern ging unter der Aufsicht der Bau-Conducteure Hildebrandt und Bühring rasch von Statten. Doch nicht lange darauf wurde Dietrichs aus Gründen, die sich leicht errathen lassen, entfernt, und der Bau dem Castellan Baumann aufgetragen. In dem Cabinets-Befehle, worin diese Anordnung getroffen wurde (er war aus Neisse vom 21. April), war noch von einem Weinbergs-Lusthause die Rede. Gleichwohl verrieth schon die erste Anlage etwas Größeres; denn zu dem angeblichen Lusthause gehörte eine dahinter anstoßende Kolonnade von acht und vierzig Paar gekuppelten korinthischen Säulen, welche in einem Halbzirkel von 392 Fuß, in zwei Reihen neben einander zu stehen kommen sollten; ferner die steinerne Scarpirung der darunter befindlichen Berganhöhe; endlich die niedrigen Flügel an beiden Seiten, jeder von 98 Fuß Länge und 35 Fuß Tiefe, für Küche, Kellerei, Stallung und Domestiken-Wohnungen. Alles dies, so wie

ein

ein tiefer Brunnen, welcher gleichzeitig ausgegraben wurde, bewies, daß Friedrich bei weitem mehr einen bleibenden Wohnsitz, als ein bloßes Lusthaus beabsichtigte.

Vieles mußte, nach seiner Zurückkunft aus dem Felde, wieder abgebrochen und weiter hinausgerückt werden; allein die rohe Arbeit an dem Hauptgebäude kam bis zum November 1745 so weit zu Stande, daß die mittlere Kuppel mit Kupfer, die Dächer zu beiden Seiten mit Dachsteinen abgedeckt waren. Es blieb also für das folgende Jahr nichts weiter übrig, als die Ausarbeitung des obern Theiles der Termen, die Versetzung der Ballustraden und der darauf zu stellenden Bildhauer-Arbeiten, so wie der Abputz des Gebäudes. Was das Werk am meisten förderte, war die Ungeduld des Königs, die sich nicht mit Zeitverlust vertrug. Herr von Knobelsdorf hatte vorgeschlagen, daß, ungeachtet der Anhöhe, auf welcher das neue Lusthaus aufgeführt werden sollte, dennoch die Zimmer mit hohen Gewölben unterzogen, und folglich der Fußboden nicht auf bloße Erde und Sandgrund gelegt werden möchte; und wenn dies geschehen wäre, so würde dem Gebäude selbst eine längere Dauer gegeben, zugleich aber auch für die Gesundheit seiner Bewohner mehr gesorgt worden seyn. Allein um seine Schöpfung früher zu

genießen, vermied Friedrich alles, was ihre Vollendung verzögern konnte, und die Folge davon war, daß er bei weitem mehr für sich, als zugleich für sein Geschlecht bauete.

Man denkt sich ohne Mühe die große Anzahl von Künstlern, Halbkünstlern, Handwerkern und Handlangern, welche beschäftigt waren, dem Gedanken Friedrichs Wirklichkeit zu geben. Gleichzeitig mit dem Hauptgebäude wurde die Gartenanlage begonnen. Der Gärtner Krutisch leitete die Pflanzungen. Von dem Küchengarten Friedrich Wilhelms blieb keine Spur. Aus allen Provinzen des Reichs wurden Lerchenbäume, Tannen, Ypern, Kastanien, Linden, Buchen, Ebreschen, Pappeln, Rüstern, Eschen, Espen, Ahorn, Wachholdersträuche und Aalbeeren herbeigeschafft und zu Baumgängen und Lustgebüschen vertheilt. So vereinigte Friedrich die ganze vegetale Natur seines Königreichs um sich her. Doch ließ er es nicht bei den wilden Baumarten bewenden. Auch Pfirschen, Aprikosen, Kirschen, Birnbäume, gepfropfte Zellernüsse, Morelpflaumen, Kamperfodis, Reineklaude u. s. w. wurden nach diesem Garten versetzt, und fanden ihre Stellen in eingefaßten Quartieren. Wie hätten Blumen fehlen können! Hyacinthen, Anemonen, Ranunkeln

und andere Blumenarten wurden aus Holland verschrieben; und so weit ging das Verlangen, etwas Ausgezeichnetes zu schaffen, daß man aus entfernten Gegenden selbst die sogenannte Misterde kommen ließ.

Gartenanlagen und Sommerpalast wurden im Laufe des Jahres 1746 größtentheils beendigt. Was zur Ausschmückung des letzteren dienen sollte, stand in Bereitschaft: die polignacsche Antiken-Sammlung mit andern Schätzen alter und neuer Kunst, in deren Besitz Friedrich seit mehreren Jahren war, fand hier ihre Hauptanwendung.

Wir gehen hier nicht auf eine Beschreibung ein, weil diese uns allzuweit vom Ziele entfernen würde. Das Äußere des Königlichen Sommerpallastes ist durch den beigefügten Kupferstich sattsam dargestellt. Das Innere haben mehrere Hodogeten beschrieben. Nicht alles was man gegenwärtig antrifft, war gleich auf der Stelle vereinigt; es wurde allmählig zusammengebracht, wie in Haushaltungen geringerer Ordnung. Getrennt von den Seitengebäuden, bestand der eigentliche Wohnsitz des Königs gleich Anfangs: 1) aus einem Saale von Gypsmarmor mit korinthischen Säulen und einer von Harper gemalten Decke; 2) aus einem länglichrunden Saal, nach der

Gartenseite zu, dessen Hauptgesims von 16 geriffelten korinthischen Säulen von weißem Marmor getragen wird: 3) aus einem Audienzzimmer; 4) aus einem Concertzimmer; 5) aus einem Schlafzimmer des Königs; 6) aus einem Bibliothekzimmer oder dem sogenannten Cedern-Cabinet; 7) aus einer kleinen Gallerie hinter den Zimmern des Königs, mit zwei Kaminen. Diesen Zimmer zur Rechten folgten die, welche für fürstliche Personen bestimmt sind, vier an der Zahl mit Kammern für Bediente. Das sogenannte Cavalierhaus, ursprünglich im Winter ein Orangeriehaus, im Sommer ein französisches Theater, erhielt seine gegenwärtige Bestimmung und Benennung erst im Jahre 1771.

Schon im Jahre 1746 erhielt dieser Palast die Benennung Sans-Souci; und so verliebt war Friedrich in diese seine Schöpfung, daß, als er in dem eben genannten Jahre seine Denkwürdigkeiten der Brandenburgischen Geschichte herausgab, er sich auf dem Titel dieses Werks, den Weltweisen von Sans-Souci nannte. Bewohnbar ward dieser Königssitz erst im folgenden Jahre; und noch ist nicht vergessen, daß Friedrich ihn den 1. Mai 1747 bezog. Am Mittage dieses Tages ward daselbst an einer Tafel von 200 Gedecken ge-

speiset, und des Abends von der Königlichen Kapelle ein großes Concert aufgeführt. In der Nacht vom 19. bis 20. desselben Monats hielt Friedrich, begleitet von den Prinzen Heinrich und Ferdinand, seinen Brüdern, hier sein erstes Nachtlager; und, von diesem Augenblicke an, war er für den ganzen Überrest seines Lebens an Sans-Souci gefesselt, das er von Jahr zu Jahr immer mehr verschönerte. Und wer möchte sich darüber wundern! Trat der König aus seinem Cabinet, so umfaßte sein Blick das zu seinen Füßen liegende Potsdam, einen Theil des Parks, die beiden Seen der Havel und die mit Tannen bewachsenen Berge der Nachbarschaft. Diese herrliche Aussicht erhielt in seiner großen Seele jenen Gleichmuth, der allen kleinlichen Leidenschaften unzugänglich ist. Dies war jedoch bei weitem nicht der einzige Vortheil, den er von seinem Aufenthalte in Sans-Souci zog. Hier im Schoße einer, ihren eigenen Gesetzen ewig treuen Natur, fühlte er sich aufgeheitert durch alles, was den Sinnen schmeichelt und das Herz zum allgemeinsten Wohlwollen stimmt. Während Italiens Fruchtbäume, die er in reicher Fülle um sich her stellte, sein Auge und seinen Geruch zugleich ergötzten, versagte er sich nicht den Zaubertönen der Musik, die so mächtig auf die Er-

haltung einer inneren Harmonie hinwirken. Umgeben von Gegenständen der Mythologie und Geschichte, hatte er immer die ganze Vergangenheit vor sich, um an ihr abzumessen, was er, als Gesetzgeber und König, seinem Zeitalter schuldig war. Die Werke der Griechen und Römer (welche in guten französischen Übersetzungen beinahe ausschließend seine Privat-Bibliothek bildeten) gewährten ihm einen unendlichen Stoff für sein Nachdenken; und wenn der Abend gekommen war, so fand er in der Unterhaltung mit geistreichen Freunden, die immer in seiner Nähe wohnten, jene Stärkung, welche die ernsten Regierungsgeschäfte des folgenden Tages heischten. So lebte, so wirkte Friedrich in seinem geliebten Sans-Souci.

Dieser Palast gehörte bald so sehr zu seinem Wesen, daß man noch jetzt fühlt, wie schwer ihm jede Trennung von seinem Lieblingssitze wurde, und mit welcher Sehnsucht er dahin zurückeilte. Hier war sein Tempel; hier fühlte er sich der Gottheit näher; hier schöpfte er, in seinem allgemeinen Wohlwollen, den Grundsatz der Duldung, den er, vor allen Monarchen seiner Zeit, so standhaft übte; hier fand er, in gleicher Entfernung von allen Kirchenthümern, deren unpartheiische Beschützung ihm oblag, jene Religion, welche das Recht nie von der Pflicht

trennt, und in der vollkommensten Menschlichkeit die vollkommenste Tugend erblickt; hier schrieb er jene unsterblichen Werke, welche seinen Namen den entferntesten Jahrhunderten zuführen werden; mit Einem Worte: hier handelte er als König, indem er als ein echter Philosoph dachte und empfand.

Doch nicht Sans-Souci allein beschäftigte den Schöpfergeist Friedrichs. Durch den Dresdener Frieden seinen Lieblings-Neigungen zurückgegeben, dachte er darauf, dem Königlichen Schlosse in Potsdam eine der Majestät des Thrones würdigere Gestalt zu geben. Vollends ausgeführt wurde im Jahre 1746 die zweite Colonnade zwischen dem jetzigen Reitstalle und dem Schlosse, wozu der größte Theil des Fundaments schon früher aufgemauert war. Die Vergrößerung des am Hauptgebäude gegen den Hof zu, befindlichen Vorsprunges war eine Hauptsache geworden. Eine hölzerne Treppe (außer der Freitreppe von der Lustgartenseite, die einzige in dem Hauptgebäude) hatte bisher in diesem Vorsprunge von ebener Erde aus dem Hofe durch das Erdgeschoß in das erste Stockwerk geführt. Statt dieser alten Treppe wollte Friedrich nicht allein eine schönere von Marmor, mit Verzierung der Einschließungswände, sondern auch eine gänzliche

Umänderung der Außenseite und der Kuppel des Vorsprunges haben. Knobelsdorf mußte dazu die Entwürfe machen. Von diesen wurde derjenige genehmigt, nach welchem in das zweite und dritte Geschoß auf jeder Seite ein Paar gekuppelte Wandsäulen, an die Ecken beinahe ganze Säulen und an die Seiten des Vorsprunges zwei halbe Säulen korinthischer Ordnung gekommen sind. Die Stufen der Treppe wurden von dunkelgrauem schlesischen Marmor verfertiget; und da die Treppe von zwei Seiten aufgehen sollte, so kamen auf jeder Seite 27 Stufen. Die vier inneren Seitenwände erhielten bis zur Treppenhöhe einen Überzug von dunkelgrünem, oberhalb aber von blaulichem schlesischen Marmor, und über deren Gesims verfertigte der Bildhauer Benkert sechs Gruppen von Gips. Die Vergrößerung des Vorsprungs war indeß nicht die einzige Veränderung, welche das Schloß erfuhr. Das im Jahre 1675 von Nehring erbaute Orangehaus wurde in einen Stall für die Königlichen Reitpferde verwandelt. In dem Lustgarten vor dem Schlosse ließ der König ein großes längliches Becken ausstechen, dasselbe mit steinernen Wänden bekleiden und mittelst eines Kanales mit der Havel in Verbindung bringen. Erst später kam die große Gruppe zu Stande, die

dieses Becken ziert; eine Gruppe, worin Neptun und Thetis auf einem mit Seepferden bespannten Wagen die Hauptfiguren bilden, ohne jetzt noch die Einbildungskraft anzusprechen, weil nichts vergänglicher ist, als vergoldetes Blei über ein Kernstück gegossen.

Im folgenden Jahre erfolgte die Veränderung des Vorsprungs am Hauptgebäude gegen den Lustgarten, und die Verzierung desselben mit Säulen und deren Zubehör. Die lange Vorderseite wurde mit zehn korinthischen kannellirten Wandsäulen, und die beiden schmalen Seiten mit dergleichen Pilastern versehen. Was an diesen beabsichtigten Verschönerungen gleich Anfangs als tadelhaft erschien, hatte seinen Grund in dem ausdrücklichen Befehle des Königs, daß die Eintheilung der Fenster und die Größe des Vorsprungs unverändert bleiben sollten. Gebunden durch diesen Befehl, rettete Knobelsdorf die bedrohete Symmetrie dadurch, daß er sich der gekuppelten Säulen bediente; bei einer minder beschränkten Anlage würde er alles anders eingerichtet haben. Die Verzierung des Lustgartens mit vergoldeten Figuren auf Postamenten, die nicht minder vergoldet waren, gehört dem Geschmacke des Zeitalters an, das, um Gegenstände der Kunst verlegen, diese in der griechischen und römischen

Mythologie aufsuchte und die gefundenen durch Vergoldung zu heben glaubte.

Wir verlassen jetzt Potsdam, um zu sehen, wie der Schöpfergeist Friedrichs sich in der Hauptstadt verherrlichte.

Ehe wir aber hierauf eingehen, wird es nicht am unrechten Orte seyn, einen umfassenden Blick auf Berlin nach Beendigung des zweiten schlesischen Krieges zu werfen.

Seit Ludwigs des Vierzehnten Hintritt hatte kein König die europäische Aufmerksamkeit mehr in Anspruch genommen, als Friedrich der Zweite; und die Achtung, worin er bei allen Mächten stand, konnte nicht verfehlen, in der höchsten Mannichfaltigkeit auf die Residenz zurückzuwirken. Außer den vielen Standespersonen, welche in diplomatischen Angelegenheiten nach Berlin kamen, fehlte es nicht an Vornehmen und Begüterten, welche, um Theil an den Ergötzlichkeiten des Hofes zu nehmen, sich hier einfanden, oder wohl gar niederließen. Auf diese Weise wuchs die Bevölkerung Berlins von einem Tage zum andern. Friedrich wirkte hierbei wie ein Magnet; und je mehr er sich dessen bewußt war, desto mehr legte er es darauf an, den größten Glanz zu verbreiten. Seine Philosophie, sehr verschieden von der eines Julian, verschmähete

selbst die Pracht nicht; denn er gedachte der nützlichen Wirkungen, die sie für die Betriebsamkeit haben würde. Derselbe Monarch, der in einem höheren Alter aus Bequemlichkeitsliebe die Einfachheit selbst war, zeigte sich in einem Alter von einigen dreißig Jahren, bei den Truppenmusterungen, die er in Berlin und Potsdam hielt, nicht anders, als in einem prächtigen Phaeton, dessen Vergoldung und Malerei Aller Augen auf sich zog, während Pagen, Bedienten, Läufer und Heyducken ihn umstanden. Es haben sich in dieser Beziehung Erinnerungen erhalten, welche angefrischt zu werden verdienen. Gewohnt, an dem Geburtstage seiner Frau Mutter ein Fest zu geben, ließ Friedrich am 27. März 1746 ein Singspiel aufführen, das „der Traum des Scipio" betitelt war. Nach Beendigung desselben speisete der Hof in einem engeren Ausschusse, in dem Apartement des Königs, an der sogenannten Maschinen-Tafel. Der erste Gang bestand, statt der Speisen, aus meistens mit Brillanten besetzten Kostbarkeiten und Galanterien, welche durch eine Lotterie unter die Gesellschaft vertheilt wurden. Sechsmal ward hierauf die Tafel mit allem besetzt, was den Gaumen zu kitzeln vermag; und das Desert bestand aus zehn besonderen Vorstellungen, an welchen sich der Witz, so wie die

Kunst des Hofconditors erschöpft hatte. Das Zimmer selbst war in einen Garten von Zwergbäumen verwandelt, welche ohne Ausnahme reife Früchte trugen: eine in dieser Jahreszeit eben so überraschende als angenehme Erfrischung. Ähnliche Feste gaben die Brüder des Königs: der Prinz von Preußen zu Oranienburg; der Prinz Heinrich zu Rheinsberg. Die Königin Mutter würdig zu empfangen, veranstaltete jener in Oranienburg eine Beleuchtung, wobei, unter andern Allegorien, das Bild der Cybele, auf einem von Löwen gezogenen Wagen, die Unterschrift führte: Jam mater Deorum Berecynthia venit. Nunc decet aut viridi nitidum Caput impedire Myrtho aut Flore. Feuerwerke, Schauspiele, Gastmähler, Bälle u. s. w. machten die übrigen Vergnügungen aus; und die Jugend dieser geistreichen Prinzen fand volle Unterstützung in allen Denen, die ihre Neigungen theilten.

Ein so lebendiger Hof, wie der preußische in diesen Zeiten war, mußte freilich auch Manches anziehen, worauf man im gewöhnlichen Laufe des Lebens nicht rechnet; und das Jahr 1746 bot den Bewohnern Berlins zwei Gegenstände dar, welche ihre Aufmerksamkeit in einem hohen Grade fesselten. Im Februar erschien ein syrischer Prinz, Namens Victorius Nassor, der sich dem Könige

vorstellen ließ. Die Neuheit seiner Erscheinung bewirkte, daß er gute Aufnahme fand; doch ist über seine Verhältnisse nie etwas bekannt geworden: ein Umstand, welcher vermuthen läßt, daß Victorius Nassor ein bloßer Abenteurer war. Die zweite Erscheinung war — ein Rhinoceros aus Bengalen: das erste seiner Art, das in diesen Gegenden gesehen wurde. Sieben Jahre alt, wog es, der Angabe nach, 5000 Pfund. Es fraß täglich 60 Pfund Heu und 20 Pfund Brod, und soff 14 Eimer Wasser. Wer es sah, erstaunte, und sein Andenken ist verewigt durch die Gellertsche Fabel: „Um das Rhinoceros zu sehen" 2c.

Überhaupt gab es für die Berliner schwerlich einen Zeitraum, worin sie sich glücklicher gefühlt hätten, als unmittelbar nach dem zweiten schlesischen Kriege. Ihre Begeisterung für Friedrich hatte keine Gränzen; und je fester dieser Monarch von ihrer aufrichtigen Liebe für seine Person überzeugt war, desto mehr war er geneigt, ihnen wohlzuthun. Gleich in den ersten Tagen des Jahres 1746 ertheilte er allen in Berlin garnisonirenden Regimentern den Befehl, „unter keinem Vorwande, Schein oder Namen in Berlin einen Menschen, er sei oder bedeute was er wolle, anzuwerben oder wegzunehmen:" ein Be-

fehl, der den Berlinern schmeichelte, indem er das Gewerbe sicherte. Er ließ es hierbei nicht bewenden. Stets bedacht auf die Verschönerung der Hauptstadt und durch die Eroberung Schlesiens zur Beschützung des römisch-katholischen Kirchenthums gewissermaßen verpflichtet, wünschte Friedrich die Zierden Berlins durch eine Kirche zu vermehren, die ausschließlich jener Art der Gottesverehrung geweihet wäre. Zur Erreichung dieses Endzwecks machte er gegen den Schluß des obengenannten Jahres von Potsdam aus bekannt, „daß er, ohne Entgelt, einen anständigen und erforderlichen Platz verleihen, und milde Beiträge in seinem Königreiche gestatten wolle, versichert, daß sämmtliche Monarchen, Fürsten und Regenten, welche der katholischen Religion zugethan wären, dies Werk unter ihren Schutz nehmen und durch Einsammlungen in ihren Landen befördern würden.“ In der That, die katholische Gemeine hatte sich, seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, in der Hauptstadt so vermehrt, daß das Haus in der Krausenstraße, unweit des Dönhofischen Platzes, wo sie ihre Andacht zu verrichten pflegte, nicht länger für sie ausreichte. Sobald sich nun berechnen ließ, daß die Collecten reichlich genug ausfallen würden, um den Bau nicht blos anzufangen, sondern auch fort-

zuführen, wurde den 13. Juli 1747 der Grundstein auf eine feierliche Weise, in Gegenwart des Commandanten von Berlin, gelegt. Auf der kupfernen Platte, womit der Grundstein belegt wurde, befand sich folgende Inschrift: Super hanc Petram aedificabo Ecclesiam meam. Math. 16. Sedente Benedicto XIV. Pont. Opt. Max. et regnante Friderico II. Borussorum Rege, cujus concess. neo-aedificandi Templi romano-catholici St. Hedwigi Siles. Principi dicati lapis angularis positus est, anno 1747, die 13. Juni. Es wurden einige zu dieser Feierlichkeit verfertigte Medaillen beigelegt, deren eine Seite das Brustbild des Königs enthielt, während die Kehrseite die Inschrift führte: Fautori suo Religio Romano-Catholica, die 13. Juli 1747. Der Protonotarius Apostolikus, Herr von Schweller, hielt gegen den Königlichen Commissarius eine Danksagungsrede.

Es fehlte Anfangs nicht an Beiträgen. Selbst Rom schloß sich nicht aus: der Pabst gab 3000 Scudi, zwei Cardinäle 700, die übrigen 100. Diesem Beispiele folgten die geistlichen Orden, vorzüglich der Jesuiter-Orden, welcher 300 Scudi gab. So flossen bedeutende Summen nach Berlin. Der Bau ging indeß nur langsam von Statten. Im Jahre 1755 waren bloß die äußern Mauern mit dem

größten Theile des Daches fertig; und weil die Collecten nicht ergiebig genug waren, so mußte der Bau gänzlich liegen bleiben. Sechszehn Jahre darauf von Neuem begonnen, wurde er 1773 beendigt, so daß die Kirche den 1. November des eben genannten Jahres geweihet werden konnte. Dies geschah durch den Fürsten Krasinsky, Bischof von Ermeland, der verschiedene vornehme Geistliche aus Schlesien und Westpreußen zu dieser feierlichen Handlung nach Berlin berufen hatte.

So erhielt Berlin seine Rotunda nach Art der römischen. Sie wird inwendig von 24 korinthischen Säulen getragen. Das Portal, auf Kosten des Cardinals Quirini erbauet, ziert eine Säulenstellung von sechs ionischen Säulen, welche einen Giebel trägt, auf dem man drei Bildsäulen von Meyer dem Aelteren sieht *).

Wenn der Aufbau der katholischen Kirche so äußerst langsam von Statten ging: so war die wahre Ursache davon

*) Alles will angeregt und veranlaßt seyn. Den ersten Vorschlag zum Bau einer katholischen Kirche machte der Pater M. Eugenius Mecenati, Karmeliter-Ordens, von der Congregation zu Mantua, Protonotarius apostolikus, Professor der Theologie und Prediger.

davon nur in Friedrichs Ansicht von dem Verhältnisse der Kirche zum Staate aufzufinden; eine Ansicht, vermöge welcher er sich in Hinsicht alles Kirchlichen auf bloße Duldung beschränkte. Das Widerspiel von jener Langsamkeit erfolgte in dem Aufbau des Invalidenhauses. Bald nach seiner Zurückkunft aus dem zweiten schlesischen Kriege, hatte der König die vornehmsten Anführer seiner Truppen reichlich beschenkt. Um auch für das Heer im Großen wohlthätig zu wirken, beschloß er gleichzeitig, ein Invalidenhaus zu stiften, worin der ausgediente Soldat, er möchte Inländer oder Ausländer seyn, einen sichern Hafen gegen die Stürme des Lebens fände. Sobald nun die nöthigen Entwürfe zu Stande gebracht waren, erhielt der Commandant der Residenz, Graf von Haake, die Oberaufsicht über den Bau. In einer bisher äußerst todten und unfruchtbaren Gegend vor dem Oranienburger Thore wurde der Platz abgestochen und der Bau sogleich begonnen. Es war ein sehr bedeutendes Gebäude, das hier aufgeführt werden mußte; denn außer einem bequemen Wohnsitze für die Invaliden, handelte es sich um die Errichtung einer evangelischen und einer katholischen Kirche, so wie um ansehnliche Wirthschaftsgebäude. Doch Dank sei es dem Eifer, womit Friedrich die rasche

Vollendung dieser neuen Schöpfung betrieb; — das Haus war schon im October 1747 fertig und das Ganze ward im Laufe des folgenden Jahres vollendet. Die schöne Inschrift: Laeso et invicto militi rührt von dem Marquis d'Argens her, der um diese Zeit zu den Lieblingen Friedrichs gehörte.

Berlin selbst erhielt im Laufe des Jahres 1749 beträchtliche Erweiterungen. Um der Königin Mutter und dem Hofe einen näheren Zugang nach Monbijou zu verschaffen, wurde die neue Friedrichsbrücke, und, in der Nachbarschaft jenes Landsitzes inmitten der Hauptstadt, die Friedrichs-, Commandanten- und Präsidenten-Straßen angelegt. Hier errichtete der Commandant, Graf von Haake, einen Markt, der bis zum heutigen Tage seinen Namen führt; und um der ganzen Gegend ein heiteres Ansehn zu geben, wurde der Rand des Spree-Grabens mit Linden und Pappeln bepflanzt. In entgegengesetzter Richtung ward in demselben Jahre das Pflaster vor dem Pallaste des Johanniter-Ordens erneuert und der Platz vor demselben mit einer doppelten Reihe Lindenbäume umgeben und zu einem Parade-Platz der damals Markgräflich Karl- und Kalkstein'schen Regimenter eingerichtet. Diese neue Anlage erhielt den Namen des Wil-

helm-Platzes, in der Folge berühmt durch die Standbilder, welche der König zur Verherrlichung des Militär-Verdienstes hier errichten ließ.

Doch bei weitem mehr, als die Vergrößerung und Verschönerung der Hauptstadt, lag dem Könige die Verbesserung der Gerechtigkeitspflege am Herzen. Diese war nur allzu tief versunken. Sie wieder zu heben, bedurfte es 1) einer allgemeinen Verbesserung des gerichtlichen Verfahrens; 2) eines dem gesellschaftlichen Zustande angepaßten Gesetzbuches. Das Zeitalter sah in dieser wichtigen Angelegenheit nicht so klar, wie es in einer späteren Periode wohl der Fall gewesen ist. Was den König am meisten beleidigte, war der langsame Fortgang der Prozesse; und indem sein gesunder Sinn ihm sagte, daß es Mittel gegen ein so großes Übel geben müsse, war er vor allen Dingen darauf bedacht, diese Mittel zu finden. Er ging hierbei von dem Grundsatze aus: „daß es möglich sey, alle im Verlaufe eines Jahres anhängig gemachten Prozesse, in demselben Zeitraume durch drei Instanzen zu beendigen. In diesem Gedanken durch den Herrn von Cocceji bestärkt, verfolgte er denselben mit einem Eifer, der ihn gleichgültig machte gegen die Schwierigkeiten, welche die bis dahin üblichen Formen und die daraus

entsprungenen Gewohnheiten entgegen stellten. Corceji, zum Großkanzler (eine bis dahin in der preußischen Monarchie unerhörte Würde) erhoben, erhielt die Vollmacht, das Justiz-Wesen nach seiner besten Einsicht einzurichten. Bald darauf erfolgte der Befehl, binnen sechs Monaten alle alten Prozesse zu beendigen. Nun arbeiteten Präsidenten und Räthe, Gerichtspersonen und Advokaten, in Erwartung der ihnen verheissenen Belohnungen, mit einer Unermüdlichkeit, über die sie im Stillen selbst erstaunten. Daß dabei manches übereilt wurde, versteht sich wohl von selbst. Der Justiz-Minister Georg Dietlev von Arnim, ergraut in den alten Formen, und fürchtend, „daß die von einem höchsthändig cassirten Ober-Appellations-Gerichte von nun bis Trinitatis auszusprechende Sentenzien vom Publiko nicht anders als null und nichtig angesehen werden könnten," forderte und erhielt seinen Abschied. Auf Befehl des Königs fing man an, einen Codex Fridericianus auszuarbeiten, worin die ungeheure Menge der, über das Rechtsverfahren ohne Wahl und Ordnung gesammelten und in vielen Bänden zerstreuten Gesetze in kurze Sätze gefaßt und in eine vernünftige Ordnung gebracht wurden. Die Unvollkommenheit dieser Arbeit, in der Folge sehr richtig empfunden, war ent-

schuldigt durch die Neuheit des Versuchs; noch mehr durch die allgemeine Staatsform, die nicht übersehen werden durfte. Pommern war übrigens die Provinz, welche die erste Anwendung des neuen Codex erfuhr; der Großkanzler begab sich im Jahre 1747 dahin, und setzte eine Commission nieder, die, zusammengesetzt aus einzelnen Räthen von den sämmtlichen Ober-Landesgerichten, in kurzer Zeit zweitausend vierhundert alte und zugleich alle in den ersten drei Monaten anhängig gewordenen neuen Rechtshändel schlichtete. Erbauet von diesem Erfolge, ließ der König die neuen Einrichtungen auf das Ober-Appellations-Gericht in Berlin anwenden; und gleichzeitig erfolgte die Absonderung der Vormundschaftssachen von den Verrichtungen des Kammergerichtes, indem Cocceji ein Pupillen-Collegium errichtete, dem die obervormundschaftliche Aufsicht über diejenigen übertragen wurde, welche unmittelbar unter dem Kammergerichte stehen, und dem zugleich die sämmtlichen Untergerichte der Mittelmark, der Priegnitz und der Grafschaft Ruppin untergeordnet wurden. Das Kammergericht ward hierauf in vier Senate abgetheilt. Adelige Präsidenten, und Räthe adeligen und bürgerlichen Standes, bildeten diese Senate. Den 20. Mai 1748 geschah die Einführung

der neuen Mitglieder durch den Groß-Kanzler Cocceji, welcher hierauf in die Provinzen reisete, um daselbst ähnliche Verbesserungen zu bewirken *). Was am meisten mit dieser Neuerung versöhnte, war die Gehalts-

*) Man muß sich übrigens nicht vorstellen, daß dies eine ganz leichte Sache war. Die bei weitem größte Schwierigkeit lag in dem Mangel an tauglichen Subjecten. Folgendes ist aus einem Schreiben des Groß-Kanzelers Cocceji vom 6. August 1748 gezogen.

„Ew. Königliche Majestät können nicht glauben, wie schwer es hält, dergleichen Präsidenten zu finden, wie Ew. Königliche Majestät jetzo verlangen. Die vom Adel haben sich seit 30 Jahren nicht mehr auf studia gelegt, sondern sich dem Kriegsdienste gewidmet. Die Bürgerlichen haben sich durch die Recruten-Casse in die Chargen eingekauft, und sich folglich nicht mehr auf solide Wissenschaften gelegt. Ich habe bis diese Stunde keinen von Adel an des von Voß Stelle ausfinden können, und daher an die Stände schreiben müssen, mir jemand vorzuschlagen. Und dies ist die wahre Ursache, warum ich Ew. Königlichen Majestät den von Görne und den von Reuß habe vorschlagen müssen; es sind ehrliche und incorruptible Leute, die auch einige Wissenschaften in den Rechten haben, ob sie schon die übrigen Requisita eines vollständigen Präsidenten nicht besitzen." — (Siehe: Königs Versuch einer historischen Schilderung u. s. w. Thl. V. S. 94.) — Man sieht hieraus ganz deutlich, welche Wirkungen die Umbildung des Staates in einen Militär-Staat hervorgebracht hatte.

Erhöhung, die zur Seite ging. Tribunals- und Kammergerichts-Räthe, sonst auf ein Einkommen von 3 bis 400 Thaler beschränkt, erhielten eine Besoldung von 800 bis 1000 Thaler, welche zum Theil aus einer neuen, unter der Benennung von Justiz-Geldern eingeführten Steuer, zum Theil aus erhöheten Sporteln, geschöpft wurden.

So verhielt es sich mit dem ersten Anfange der verbesserten Justiz-Pflege. Wir werden auf diesen Gegenstand öfters zurückkommen. Dies große Werk ward während der sechs und vierzigjährigen Regierung Friedrichs nicht zu Ende geführt; allein, so wie er es eingeleitet hatte, so verfolgte er es sein ganzes Leben hindurch, ohne selbst in seinen letzten Lebensjahren dem Ideal zu entsagen, das ihm in dieser Hinsicht vorschwebte.

Wohl that es Noth, die Gerechtigkeitspflege in bessere Bahnen zu bringen. Am stärksten wurde dieses Bedürfniß in der Hauptstadt gefühlt. Die Bevölkerung derselben wuchs, nach der Eroberung Schlesiens, so reißend an, daß man bereits im Jahre 1748, außer den zehn Regimentern, welche die Besatzung bildeten, nicht weniger als 107,635 Seelen zählte; und es versteht sich wohl von selbst, daß diese nicht lauter redliche Leute und gute Bürger waren.

Der Diebstähle waren in dieser Zeit so viele, daß der König 1747 bei Trommelschlag bekannt machen ließ, „daß, wer in der Residenz zum ersten Male einen Diebstahl begangen hätte, je nach den Umständen, mit Festungs- Zucht- und Spinnhausstrafe belegt, und, wenn er seine Zeit ausgesessen, nicht wieder auf freien Fuß gestellt, sondern Landes verwiesen, und über die Gränze gebracht werden sollte; ließe sich aber ein dergleichen Verwiesener wieder ertappen, so sollte ihm der Aufenthalt in einer Festung, oder einem Zucht- oder Spinnhause auf Lebenszeit zuerkannt werden."

Die öffentliche Sicherheit zu vermehren, mußte man vor allen Dingen die Juden ins Auge fassen; denn sie waren als solche bekannt, die das gestohlne Gut an sich kauften und unterschlugen. Es erschien daher eine Verordnung, nach welcher „jeder von ihnen, der sich dergleichen zu Schulden kommen lassen würde, seines Schutzrechtes verlustig seyn und Landes verwiesen werden sollte; außerdem aber sollte er das gestohlene Gut bezahlen, und wenn er dazu unfähig wäre, so sollte die gesammte Judenschaft des Ortes gemeinschaftlich für ihn haften."

Nichts desto weniger hatte Berlin in diesen Zeiten seinen Cartouche. Der Name dieses Gauners war Kä-

sebier, und die feinen Streiche, die von ihm ausgingen, beschäftigten die öffentliche Aufmerksamkeit in einem so hohen Grade, daß das Andenken an ihn noch immer nicht ganz verschwunden ist. Die, welche ihn gekannt haben, versichern einstimmig, daß in seinem höchstgefälligen Äußern nichts den Bösewicht und Räuber verrathen habe. Einschmeichelnd, von seltener Überredungsgabe, bereit zu allen Diensten, sogar mit Freigebigkeit und Großmuth, gewann er eine Stellung, worin er allen Verdacht von sich abwendete, bis endlich eine Masse verdammender Beweise über ihn zusammenschlug, der er unterlag, nachdem er lange das Schrecken der Berliner gewesen war. Wegen einer Menge begangener Diebstähle öffentlich ausgeräupt, wurde er nach Stettin auf die Festung gebracht. Auch hier erwarb er sich durch sein einschmeichelndes Betragen die Zuneigung der Einwohner. Als der siebenjährige Krieg ausbrach, ward er bei dem Heere zu geheimen Verrichtungen gebraucht. Wie er geendigt, ist unbekannt geblieben.

Nächst einer verbesserten Justizpflege, lag dem Könige nichts so sehr am Herzen, als — eine stärkere Bevölkerung seines Königreichs und eine größere Mannichfaltigkeit der gesellschaftlichen Verrichtungen in demselben, wobei er von dem Grundsatze ausging, „daß hierauf die

wahre Stärke des Staates beruhe." Dem gemäß zog er eine nicht geringe Anzahl von Colonisten ins Land; sie kamen aus der Pfalz, aus dem Darmstädtschen, aus dem Hanauschen, und wurden nach allen Richtungen hin vertheilt: vorzüglich aber auf das Oderbruch angewiesen, das durch sie urbar gemacht wurde. Oekonomische Schriftsteller waren unerschöpflich an Vorschlägen aller Art. Unter ihnen bewies Peter Kretschmar zu Leipzig, daß der Landbau in allen Welttheilen um ein Drittel höher ausgebracht werden könne, als es bisher der Fall gewesen sei. Der Kartoffelbau, bisher vernachlässigt, fing an, allgemeiner zu werden, weil Friedrich bei jeder Gelegenheit dazu aufmunterte; die Wirkungen, die er dereinst hervorbringen würde, ließen sich jedoch in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts um so weniger vorhersehen, je weiter damals die Chemie von der Höhe entfernt war, die sie in unsern Zeiten erreicht hat. Eine von den liebsten Angelegenheiten des Königs war — die Erzeugung der Seide. Die Zucht der Maulbeerbäume wurde also von ihm auf alle mögliche Weise befördert. Seinem Wunsche nach sollten sich die Dorfgeistlichen und die Küster des platten Landes mit dem Seidenbau beschäftigen; und um sie noch so bestimmter dazu aufzumuntern, verhieß er Prä-

mien. Die Sache blieb nicht ohne Erfolg, und ist später wieder aufgegeben worden.

Man lebte in den Zeiten des Merkantil-Systems, nach welchem die Ausfuhr des baaren Geldes das Schlimmste war, was einem Staate begegnen konnte. Friedrich blieb demselben sein ganzes Regentenleben hindurch getreu. Wie wohl nun dieses System einen besseren Platz gemacht hat, so läßt sich doch nicht behaupten, daß dasselbe durch und durch fehlerhaft gewesen sei. Es war sogar vortheilhaft, wenn man dabei von dem Grundsatze ausging, daß das, was durch eigene Arbeit gewonnen werden kann, nicht ohne Nachtheil dem Auslande zugewendet wird. Zuckersiedereien im eigenen Lande zu haben, bringt gewiß keinen Nachtheil. In Berlin wurde das Lazareth für das Meyringsche Regiment an der Stralauer-Brücke abgebrochen, und an die Stelle desselben eine neue Zuckersiederei angelegt. Mit gleicher Großmuth erbaute Friedrich den böhmischen Colonistenfamilien, die in Ricksdorf bei Berlin leinene und baumwollene Zeuge verfertigten, zwanzig neue Wohnhäuser und ein Schulgebäude. Diese Colonie war schon damals auf 300 Köpfe angewachsen, und hat sich seitdem im Schutze der Hauptstadt ungemein vermehrt.

Geneigt, alles zu unterstützen, was eine Aussicht auf erhöhetes Staatsleben in sich schloß, willigte Friedrich im Jahre 1750 in die Anlegung einer asiatischen Compagnie, die zu Emden ihren Hauptsitz haben und nach Canton in China handeln sollte*). Schon der große Kurfürst hatte einen solchen Gedanken in Beziehung auf Afrika verfolgt und damit die Idee einer Niederlassung auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung verbunden. Geschehen war dies zu einer Zeit, wo der Staat, vermöge der Einfachheit seiner inneren Verhältnisse, sehr wenig Elemente eines Handels in sich schloß, der in weiter Ferne geführt werden sollte. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts stand es zwar um den gesellschaftlichen Zustand im Königreiche besser; doch noch immer nicht so vortheilhaft, daß preußische Kunstprodukte einen hohen Werth gehabt hätten. Die Begierde nach Gewinn (vielleicht auch der Wunsch, einem allgemein geliebten Könige zu gefallen) verblendete gegen diesen Mangel. Ein Ritter, Namens de la Touche, war der Urheber des Entwurfes einer asiatischen Compagnie. Der Actien-Handel sollte

*) Ostfriesland war im Jahre 1744, nach dem Absterben des letzten Fürsten, Karl Edzard, an Preußen gekommen.

mit Holz, Pech, Harz, Hanf und Getreide betrieben werden; dagegen wollte man Weine, Branntweine, Zucker, Kaffe, Oele, spanische Wolle und dergleichen mehr zurück bringen. Zu Stettin sollten vier Schiffe, unter den Namen Friedrich, Wilhelm, Heinrich und Ferdinand erbaut werden. Mit diesen wollte man das mittelländsche Meer befahren; zugleich aber noch andere Schiffe zum Wallfisch- Heerings- und Stockfischfange ausrüsten. Bei dem Handel nach China bezweckte man einen Austausch des Goldes gegen Silber. Man ging dabei von der Voraussetzung aus, daß in jenem großen Lande alles nur gegen Erlegung von Piastern zu haben sei. Da es nun den Chinesen an Silberbergwerken fehlt, so wollte man Leinwand und Schiffbaumaterialien nach Spanien senden, solche gegen Silber umtauschen und dafür Gold aus China zurückbringen.

So verhielt es sich mit dem Projecte des Ritters de la Touche, vorausgesetzt, daß sich den Angaben trauen läßt, die sich davon erhalten haben. Weislich beschränkte der König seinen Antheil auf das Versprechen seines Schutzes; und indem, solcher Gestalt, alles dem Unternehmungsgeiste der Kaufleute überlassen wurde, fehlte es nicht an Einsichtsvollen, die den Ritter de la Touche für das

erkannten, was er, ganz unstreitig, wirklich war. Nichts destoweniger ging den 17. Februar des Jahres 1752 das erste Schiff der Compagnie, der König von Preußen genannt, nach Canton ab. Von dem Schicksale desselben ist nichts bekannt geworden. Die Compagnie bestand bis zum Jahre 1765, wo sie mit einem Bankbruche endigte. Als alle ihr zuständige Effecten zu Gelde gemacht waren, blieben für die Actionaire nicht mehr als 18 Procent übrig, womit sie sich zufrieden geben mußten. Das Andenken an dieses Project hat sich indeß in einer silbernen Denkmünze erhalten, die etwa zu dem Werthe eines Thalers und acht Groschen ausgeprägt ist. Auf der einen Seite sieht man das Brustbild des Königs, mit der Umschrift: Fridericus Borussorum Rex; auf der andern das Wapen der Compagnie: ein in die See gehendes Kauffahrtheischiff. Über dem Wappen zeigt sich der preußische Adler mit den dazu gehörigen Insignien und dem Königlichen Namenszuge. Die Schildhalter sind: zur rechten ein wilder Mann, zur Linken ein Chinese, der einen Ballen unter dem Arme trägt. Neben ihm befindet sich eine Theekiste, nebst zwei darauf gestellten Vasen von Porzellan. In dem unter dem Wappen angebrachten Schilde stehen die Buchstaben K. P. A. C. V. E. mit den Worten: Confidentia in Deo

et vigilantia. Die Umschrift lautet: Regia Boruss. Societ. Asiat. Emdac.

Wir kehren nach Berlin zurück.

Die Lotterie, unter den früheren Regierungen eine unbekannte Sache auf diesem Boden, war im Jahre 1740 zuerst eingewandert. Doch hatte sie sich nicht sogleich in der Gestalt einer Staats-Lotterie dargestellt. Sie war vielmehr ein Besteurungsmittel, daß man gelegentlich anwendete, theils um vortheilhafter zu verkaufen, theils um den Fortgang von Bauten und dergleichen zu fördern. Sie bestand aus Einer Classe von 20000 Loosen, welche 100000 Thaler Fond hatten. Jedes Loos kostete 5 Thaler. Es waren 4028 Gewinnste ausgeworfen, von denen das erste ein Haus von 24000 Thalern an Werth enthielt. Die Aufsicht darüber hatten der Geheimerath von Nießler, der Commerzienrath Haag und der Hofiskal Glopin. Zum Bau der katholischen Kirche, dessen Kosten man nicht genau genug berechnet hatte, und für dessen Ausführung die milden Beiträge nicht hinreichten, bewilligte der Monarch im Jahre 1754 eine Lotterie mit einem Fond von 500,000 Thalern, deren Direction der bekannte Baron Sweerts erhielt. Auf gleiche Weise wurden für den Aufbau der Domkirche und für die Em-

vorbringung der Königlichen Realschule Lotterien bewilligt.

Wir haben hier zwei Gegenstände genannt, bei welchen wir einige Augenblicke verweilen müssen.

Was gegenwärtig Domkirche genannt wird, ist durch mancherlei Verwandlungen gegangen. Im Jahre 1469 erhob der Kurfürst Friedrich der Zweite die alte Domkirche zu einer neuen Pfarrkirche, und bald darauf zu einem Domstifte. Im Jahre 1539 den 1. November hörte der Kurfürst Joachim der Zweite die erste evangelisch-lutherische Predigt in dieser Kirche. Im Jahre 1608 legte ihr der Kurfürst Joachim Friedrich den Namen der heiligen Dreifaltigkeit bei, und erklärte sie für eine Oberpfarrkirche. Im Jahre 1613, am ersten Christtage, empfing der Kurfürst Johann Sigismund in ihr das heilige Abendmahl, nach den Gebräuchen der reformirten Kirche, der sie seitdem zum Gebrauche diente. Sie stand auf dem Schloßplatze bei der breiten Straße, und gehörte ursprünglich zu einem Dominikaner-Kloster, das dem heil. Paulus gewidmet war. Den 16. Juli 1747 wurde der letzte Gottesdienst in ihr gehalten. Friedrich ließ sie abbrechen, und führte statt ihrer den gegenwärtigen Dom im Lustgarten auf. Dieser Bau wurde 1750 vol-

vollendet. Schon im Januar dieses Jahres war er so weit gediehen, daß die Särge der Königlichen, Kurfürstlichen und Markgräflichen Leichen aus dem alten Domgewölbe in das neue gebracht werden konnten. Nur die Grabmäler des Kurfürsten Friedrich Wilhelm und des Königs Friedrich waren zu groß, um dieser Sammlung beigefügt werden zu können. Diese wurden also in der Kirche selbst beigesetzt. Bei dieser Gelegenheit begab sich Friedrich, begleitet von mehrern Personen, nach dem Dom, ließ sich den Sarg des großen Kurfürsten öffnen und sagte mit unverkennbarer Rührung: „der hat viel gethan.“ Die feierliche Einweihung der Schloß- und Domkirche geschah am 15ten Sonntage nach Trinitatis.

Stifter der Königlichen Realschule war im Jahre 1747 Johann Julius Hecker, Prediger bei der Dreifaltigkeitskirche, in der Folge Ober-Consistorial-Rath. Seine Absicht war, daß junge Leute, außer der Unterweisung im Christenthume, darin zu jeder Verrichtung, der sie sich widmen wollen, vorbereitet werden sollten. Der Gedanke war vortrefflich; denn er schloß die Idee einer polytechnischen Schule in sich, die kein anderes Wissen verbreitet, als das wahrhaft brauchbare und ersprießliche. Leider! ist der Gedanke nicht so zur Ausführung gekommen,

wie er in seinem Urheber lebte. Bei der Unmöglichkeit in diesen Zeiten brauchbare Lehrer zu finden, trennte sich die Anstalt sehr bald in zwei Schulen, von welchen die eine dem Elementar-Unterrichte, die andere der gelehrten Bildung geweihet blieb. Auf diese Weise scheiterte Hekkers Plan, nach welchem in der von ihm gestifteten Realschule Offiziere, Ingenieure, Kaufleute, Landwirthe, Künstler und Handwerker gebildet werden sollten. Friedrich unterstützte die neue Schöpfung dadurch, daß er ihr außer verschiedenen andern Vortheilen, eine eigene Buchhandlung gestattete.

Man muß in der That darüber erstaunen, wenn man sieht, daß alle Stände, alle Corporationen, von Friedrichs Geist angeregt, in diesen Zeiten wetteiferten, irgend etwas zu schaffen, wodurch das gesellschaftliche Leben entweder vergrößert oder verschönert werden möchte; und wenn es für Staaten eine Periode des Genies giebt, so darf man sagen, diese sei für Preußen mit Friedrich dem Zweiten eingetreten. Die französische Colonie zu Berlin stiftete die Ecole de charité mit der Absicht, den Kindern dürftiger Eltern eine bessere Erziehung zu geben, als sie im väterlichen Hause erhalten können; und schon im Jahre 1752 hatte sich diese Anstalt so erweitert, daß

sie die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zog, der sie durch ein besonderes Patent bestätigte und ihr alle Rechte frommer Anstalten und einen bestimmten Vorrath von Holz gab. Durch diese Wohlthaten und durch die Unterstützung des französischen Consistoriums ward die Ecole de charité nach und nach in den Stand gesetzt, 200 Kinder zu erhalten.

Kein Jahr verstrich, ohne daß Berlin an Umfang und Bevölkerung zunahm. Was die letztere am meisten beförderte, war die Leichtigkeit des Erwerbes. Selbst aus entfernten Gegenden Deutschlands wanderten Leute ein, welche als Maurer, Zimmerleute u. s. w. den Sommer hindurch zu Berlin arbeiteten, und, nach dem Eintritte der schlechten Witterung, mit ihrem Jahresverdienste in das Geburtsland zurückgingen, um mit den Ihrigen zu leben. Man erachtet leicht, daß dies den Finanz-Grundsätzen Friedrichs entgegen war. Das Geld im Lande zu erhalten, war für ihn eine viel zu wichtige Angelegenheit, als daß er nicht hätte auf Mittel sinnen sollen, die Wandernden selbst an sich zu fesseln. Dies zu erreichen, bauete er ihnen, außerhalb den Ringmauern Berlins, Häuser. Zwischen dem Rosenthaler- und dem Hamburger Thore wurde im Jahre 1752 das Hochgericht abgebro-

chen und in die Nachbarschaft des Weddings verlegt; dies geschah mit feierlichen Aufzügen der Gewerke, die dabei zu thun hatten. Der Raum, den man hierdurch gewann, wurde zur Errichtung einer Vorstadt verwendet, welche die Benennung „des neuen Voigtlandes" erhielt, weil die Mehrzahl derer, die sich hier niederließen, aus dem Voigtlande herstammte: vier lange Reihen Häuser mit dazwischen gelegenen Gärten. Die Zeit hat auch hieran verändert, was verändert werden konnte. Geblieben ist die Benennung, und mit ihr ganz unstreitig ein großer Theil des ursprünglichen Geistes der Bewohner; dagegen sind andere Gewerbe an die Stelle der früheren gekommen und die Maurer und Zimmerleute durch Weber, Wollspinner ꝛc. abgelöset worden.

Gleichzeitig wurde im Westen der Stadt vor dem Dorfe Schöneberg eine Colonie von ausgewanderten Böhmen angelegt: der König bauete die Häuser; die Aufführung und Einrichtung derselben aber war dem Obersten von Retzow und dem Kammerrath Kretschman übertragen. Von den Schicksalen, welche diese Colonie, so wie das ganze Dorf Schöneberg, wenige Jahre darauf erfuhren, wird weiter unten die Rede seyn.

Da wir uns hier mit der Geschichte der Hauptstädte

beschäftigen, so lassen wir billig noch unerwähnt, was Friedrich in dem Zeitraume vom zweiten schlesischen Kriege bis zum Ausbruche des siebenjährigen Krieges für die allgemeine Cultur des Landes that. Nichts desto weniger ist es unsere Pflicht der Veränderungen in der Gesetzgebung zu gedenken, wodurch dieser große König die Denk- und Empfindungsweise seiner Unterthanen zu veredeln strebte. In diesen Bemühungen werden wir den Philosophen von Sans-Souci wieder finden, dem jede Art von Barbarei ein Gräuel ist, und der sehr deutlich erkennt, wiefern die Gesetzgebung selbst zur Fortdauer dieser Barbarei beitragen kann.

Eine von den ersten Handlungen dieses so menschlich fühlenden Monarchen war die Abschaffung der Folter, welche bis zum Jahre 1740 im Königreiche, wie in allen Theilen Deutschlands üblich gewesen war. Die nähere Veranlassung zu dieser Abschaffung gab ein Ereigniß in der Hauptstadt, das die allgemeine Aufmerksamkeit fesselte.

In einem entlegenen Theile der Stadt wurde eine bejahrte Wittwe in ihrem Bette erwürgt gefunden. Es kam darauf an, den Thäter auszumitteln; der nächste Verdacht aber fiel auf einen Candidaten der Theologie, welcher mit der Wittwe denselben Flur bewohnte. Dieser

Unglückliche war während des Ereignisses nicht in Berlin gewesen; als er sich aber über den Ort seines Aufenthaltes ausweisen sollte, konnte er, der Wahrheit gemäß, nichts weiter aussagen, als daß er, vermöge eines besondern Zufalles, die Nacht, in welcher die Wittwe war ermordet worden, auf dem Felde zugebracht habe. Da dies den Verdacht gegen ihn verstärkte, so sollte er auf die Folter gebracht werden. Dies schreckliche Schicksal nun erschütterte alle diejenigen, die den Angeklagten genauer kannten. Überzeugt, daß er eines Verbrechens unfähig sei, verwendeten sie sich für ihn bei dem Justizminister: allein dies würde bei dem einmal hergebrachten Verfahren nichts verschlagen haben, wenn sich nicht der Zufall des Inquisiten angenommen hätte. Zu den Neugierigen, welche die erwürgte Wittwe sehen wollten, gehörte auch der Scharfrichter von Berlin; und da die Stricke, wodurch die Erwürgung vollbracht war, noch nicht gelöset waren, so bedurfte es für ihn keines anderen Umstandes, um den Ausspruch zu thun, „daß der Candidat der Theologie unschuldig seyn müsse — weil die geschlungenen Knoten kunstgerecht wären.“ Schnell verbreitete sich dieser Ausspruch; und was war natürlicher, als daß man ihn zur Grundlage einer neuen Nachforschung machte! Durch

diese nun wurde ausgemittelt, daß zwei, aus einer benachbarten Stadt angelangte Scharfrichterknechte das Bubenstück vollbracht hatten, um die Wittwe, welche zu den Verwandten des einen gehörte, berauben zu können. Diese Verbrecher empfingen ihren Lohn, der Candidat der Theologie wurde freigesprochen, die längst verabscheute Folter aber, auf diese Veranlassung für immer abgeschafft, und dadurch die erste Bahn zu einer menschlichen Criminal-Justizpflege gebrochen. Unstreitig muß man dies Ereigniß als den Anfangspunkt für die Reform der Justizpflege im Allgemeinen betrachten, die gleich nach Beendigung des zweiten schlesischen Krieges eintrat.

Zu den Barbareien der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gehörte auch die Bestrafung des Selbstmordes; man fühlte das Ungehörige dieser Bestrafung so wenig, daß noch unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Ersten strenge Verordnungen in dieser Beziehung erschienen waren: Verordnungen, die zuletzt nur die Verwandten und Angehörigen dessen trafen, der, von Verzweiflung getrieben, Hand an sich selbst gelegt hatte. Friedrich hob diese Verordnungen auf, und machte dadurch den Selbstmörder zu dem, was er unter

allen Umständen seyn sollte: zu einem Gegenstande des Bedauerns und des Mitleides.

Tief erkennend, daß die gesellschaftliche Arbeit die zuverlässigste Grundlage der Sittlichkeit ist, und daß ohne diese Grundlage sich alles, was Gesellschaft genannt zu werden verdient, in seine Elemente auflösen würde, dachte der König auf eine Verminderung der Feiertage; und zwar um so mehr, weil ihm nicht entgehen konnte, daß diese bei weitem weniger zu einer christlichen, stillen Erholung von der Arbeit angewendet wurden, als vielmehr zu Ausschweifungen in Trunk und Spiel und andern Üppigkeiten. Doch ging er mit großer Vorsicht dabei zu Werke. Er beschränkte die Verminderung der Feiertage zunächst auf die Abschaffung solcher Feste, deren Feier einer längst verschwundenen Ordnung der Dinge gehörte: einer Ordnung, worin die Priesterschaft die erste Rolle spielte. Dahin gehörte das Michaelisfest, das Fest der heiligen drei Könige, endlich die Feste der Apostel. In der Folge ging er hierin weiter; denn durch ein, im Jahre 1773 ertheiltes Edict vom 28. Januar wurden die dritten Feiertage an den hohen Festen der christlichen Kirche, als Weihnachten, Ostern und Pfingsten, abgeschafft, so wie auch der sogenannte grüne Donnerstag; an die

Stelle der bis dahin üblichen vier Bußtage aber trat ein einziger, der am Mittwoch nach dem Sonntage Jubilate gefeiert werden sollte. Durch diese Einrichtung waren eben so viel Arbeitstage gewonnen, als es der Festtage weniger gab, und die natürliche Folge davon war — — Besserbefinden für die Einzelnen, und vermehrter Wohlstand für das Ganze der Gesellschaft.

Überhaupt arbeitete Friedrich dahin, die protestantische Kirche von dem theokratischen Roste zu befreien, der ihr aus früheren Zeiten eigen geblieben war, und der Geistlichkeit diejenige Stellung zu geben, worin sie zu einer bloßen Trägerin des Sittengesetzes wurde. Ehestreite, sonst ein Tummelplatz der geistlichen Autorität, wurden den Consistorien genommen, und den Gerichtshöfen beigelegt, wie die übrigen bürgerlichen Zwiste. Ferner hörte das Consistorium auf, in Predigersachen zu entscheiden; denn auch diese mußten vor das Kammergericht gebracht werden. Vor Friedrichs Zeit gab es nur Provinzial-Consistorien, keine geistliche Oberbehörde; und die natürliche Folge davon war, daß der König einen sehr schwachen Einfluß auf das Kirchenthum ausübte. Diesem Übelstande abzuhelfen, stiftete Friedrich im Jahre 1750 das lutherische Ober-Consistorium,

welchem alle Consistorien, außer in Schlesien und Geldern, untergeordnet wurden. Der Wirkungskreis dieser obersten geistlichen Behörde wurde dahin festgestellt: 1) alle lutherischen Pfarreien, deren Patron der König ist, zu besetzen (ausgenommen in Schlesien und Geldern); 2) die Kirchen-Inspectoren und Pröbste, wenn sie auch als Prediger unter dem Patronate der Städte oder der Privat-Personen stehen, anzustellen; 3) die reformirten Pfarreien in den westphälischen Provinzen zu besetzen; die Stipendien zu vertheilen; die Kirchen-Collecten zu bewilligen; die Beschwerden über die Consistorien anzunehmen; vom kanonischen Alter zu dispensiren, wie auch in Verwandtschafts- und Heirathssachen; die Conduiten-Listen der Prediger und Schuldiener in den Provinzen zu führen; die Anfragen der Consistorien zu beantworten u. s. w. Zum Chef und Präsidenten des Ober-Consistoriums wurde der jedesmalige Minister des lutherischen geistlichen Departements ernannt. Zugleich aber wurde ein zweiter Präsident angestellt, der den wöchentlichen Sitzungen dieses Collegiums beiwohnen mußte. Dieses bestand aus zehn Ober-Consistorial-Räthen, sowohl weltlichen als geistlichen Standes. Auf diese Weise brachte der König das Kirchenthum mehr in seine Gewalt.

Nachsichtig gegen kirchliche Meinungen (sogar bis zur Gleichgültigkeit) trat Friedrich nur da ein, wo es darauf ankam, Überreste einer von der weltlichen Macht verschiedenen geistlichen Macht auszutilgen. Gleich in seinem ersten Regierungsjahre entsagte er allen Machtsprüchen in Justizsachen, und hob die bisher für Geld ertheilten Dispensationen in Ehesachen auf. Nicht sowohl um die Zahl der Ehen zu vermehren, als um die Einwirkung des geistlichen Standes auf die Bildung der Ehen zu schwächen, gestattete er im Jahre 1745 die Ehe mit des Bruders Wittwe, und mit der Schwestertochter. Durch eine Verordnung vom 27. März desselben Jahres verbot er, bei Strafe der Verantwortlichkeit, den Geistlichen seines Landes, Jemand aus eigener Autorität vom Genusse des Abendmahls auszuschließen. Alle Kirchenbußen wurden abgeschafft; und um, wo möglich, den Luxus bei Begräbnissen zu vermindern, befahl ein königliches Edict vom Jahre 1747, daß kein Begräbniß für Personen von Stande über 300 — für Personen geringeren Standes über 150 Thaler kosten solle.

Indem Friedrich auf diese Weise die gesammte Geistlichkeit seines Königreichs, nach dem ursprünglichen Geiste der Reformation, dahin führte, daß sie einer Autorität

entsagen mußte, die nicht von der gereinigten Lehre herrührte, kam allerdings ein freisinnigeres Kirchenthum in Gang; indeß fanden Viele dabei nicht ihre Rechnung, und während sich auf der einen Seite Freidenkerei kund gab, blieb die Frömmelei nicht zurück. Ein Zimmermann, Namens Bürgel, nahm sich heraus, Sonntag Nachmittags in seinem Hause vor dem Spandauer Thore öffentliche Zusammenkünfte und Betstunden zu halten. Dies erregte Aufsehen. Der Staatsminister von Happe, welcher darin eine Winkelandacht sah, ermangelte nicht, solche durch den Kriegsrath Kircheisen verbieten zu lassen. Doch Bürgel kehrte sich nicht an dies Verbot. Herr von Happe, ungewiß, was in der Sache zu thun sei, fragte bei dem Könige an, „ob der Zimmermann in Verhaft genommen und von der Geistlichkeit zu einem behörigen Lebenswandel angewiesen werden solle." Es hatte sich derselbe Fall erneuert, der den jüngeren Plinius um den Ausspruch Trajans verlegen machte; die Antwort des Königs aber war: „wofern der Bürgel nichts thut wider die Gesetze, soll man ihn machen lassen." Eine Antwort, welche zeigt, wie weit Friedrich davon entfernt war, irgend eine Aufklärung

erzwingen zu wollen, die nicht mit den Fortschritten des europäischen Geistes in Verbindung stand *).

Abgesehen von dem, was Friedrich durch Schwächung oder gänzliche Entfernung der Hindernisse für ein höheres Maaß von Aufklärung geleistet hat, beruhete dies damals, wie noch gegenwärtig, auf dem innigen Zusammenhange, worin die europäische Welt, durch Zeitungen, Postwesen, und andere Communications-Mittel, mit sich selbst stand. Die auf Beobachtung und Erfah-

---

*) Es fehlte auch in diesen Zeiten nicht an Köpfen, welche sich für die Welt hielten, worin sie lebten und wirkten; und die Achtung, die man für Friedrich den Zweiten hegte, brachte viele dahin, daß sie zu Schmeichlern wurden. Einer von ihnen — sein Name ist unbekannt geblieben — löste das Wort Berolinum in seine Elemente auf und brachte durch Versetzung der Buchstaben lumen orbi heraus. Daraus entstand das Dystichon:

Quotidie accrescens, Berolinum, Lumen es Orbi,
Inque Tuo Coelo sidera multa nitent.

Aus diesem Dystichon entwickelte sich ein zweites, nämlich:

Magna Domus, major Dominus, sed maxima Virtus;
Inde triplex Orbi Lnmen in urbe datur.

Zur Entschuldigung dieser Schmeichler gereicht übrigens, daß man, zu allen Zeiten, den erreichten Entwickelungsgrad für den erreichbaren gehalten hat.

rung gegründeten Wissenschaften hatten seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, vorzüglich in England, eine Entwickelung erhalten, gegen welche man sich nicht länger verblenden konnte. Ihre Resultate zu verbreiten und zugleich die Summe der Entdeckungen zu vermehren, war die Angelegenheit der wissenschaftlichen Akademien, die sich in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in allen größeren Staaten gebildet hatten. Die Berlinische war auf ihren Wiederhersteller allzu stolz, als daß sie hinter den übrigen hätte zurückbleiben sollen. Durch sie war die Hauptstadt des Königreichs allerdings ein Lichtpunkt; doch immer nur ein einzelner. In der Zeit, von welcher hier die Rede ist, beschäftigten sich die Physiker am eifrigsten mit den Erscheinungen der Electricität. Jene Versuche, welche der scharfsinnige Franklin in Pensylvanien und berühmte Physiker in Frankreich angestellt hatten, wurden von dem Doctor Ludolf und von dem Akademiker Sulzer in Berlin wiederholt. Der große Haufe war freilich von Wahnbegriffen noch allzu sehr besessen, als daß er in den Bemühungen dieser Männer nicht Gottlosigkeiten sehen sollen; indeß wurde es durch die gemeinsamen Anstrengungen der europäischen Physiker dahin gebracht, daß Blitzableiter ange-

legt werden konnten, und als jener sah, daß durch diese glückliche Erfindung Leben und Eigenthum geschützt werden konnten, ließ er sich die Kühnheit gefallen, wodurch man die Allmacht entwaffnet hatte. Berlin erhielt die ersten Blitzableiter im Jahre 1769.

Neue Erfindungen im Felde der Mechanik konnten nicht ausbleiben an einem Orte und in einem Lande, wo die öffentliche Thätigkeit in einem so hohen Grade angeregt war. Doch scheint ein vortrefflicher Kopf in dieser Beziehung nicht die volle Berühmtheit erreicht zu haben, die ihm gebührte. Dies war der Posamentier Holfeld. Er war, so viel wir wissen, der erste Erfinder des Wegemessers: einer Maschine, die, in der Gestalt einer großen Taschenuhr, an jedem Wagen leicht angebracht werden konnte, um an ihr die zurückgelegte Strecke zu erforschen. Diese Maschine wurde in der Folge in England verbessert. Zu Holfelds vielen Erfindungen gehörte auch ein Klavier, das, so wie es gespielt wurde, sogleich die Noten auf dem Papier absetzte: eine Maschine, die aus keinem andern Grunde vernachlässigt wurde, als weil sie allzu früh in die Welt kam. Gleichzeitig machte ein Herr von Borne, in der Neumark, Aufsehen durch eine von ihm erfundene Acker- und Säe-Maschine,

die, wenn sie wäre vervollkommnet worden, allen Leibeigenschafts- und Erbunterthänigkeits-Verhältnissen ein schnelleres Ende gemacht haben würde.

Die mathematischen Wissenschaften, so wie alle diejenigen Erkenntnisse, die sich numerischen Gesetzen unterwerfen, wurden theils von den Mitgliedern der Akademie, theils von andern Gelehrten fleißig angebauet. Dasselbe war der Fall mit den philosophischen; nur daß diese sich noch immer fort bewegten in den Bahnen, die Aristoteles ihnen angewiesen hatte. Metaphysik und Logik blieben also, auch bei ihrer erwiesenen Unfruchtbarkeit, in Ehren; und dies war um so nothwendiger, weil man noch nicht dahin gelangt war, den Menschen, als Natur-Product, von dem Menschen, als Product der Gesellschaft und ihrer Entwickelung in der Zeit, zu unterscheiden. Man sah also in der menschlichen Vernunft nicht das, was man einzig darin hätte sehen sollen: den in einer gegebenen Periode erreichten Cultur-Grad; und indem man ihr, als Gesetzgeberin, eine Unbedingtheit beimaß, die sie nicht hatte, konnte es nicht fehlen, daß ihre Aussprüche gleich zweifelhaft blieben. Hieraus entwickelte sich in der Folge, bei größeren Hülfsmitteln, die kritische Philosophie, welche

keine

keine andere Bestimmung hatte, als den Übergang zu einer haltbaren zu bilden.

Die schönen Redekünste fingen an zu blühen, so wie die deutsche Sprache sich von den Verunstaltungen befreite, die ihr durch eine unnatürliche Vermischung mit der französischen zu Theil geworden waren. Bei dem Mangel an öffentlichen Einrichtungen zur Ausbildung der Muttersprache, ward diese zu einer Angelegenheit für die Gelehrten; Übersetzungen aus dem Englischen aber waren das sicherste Mittel zur Reinigung der deutschen Sprache von dem französischen Unrathe, der sie entstellte. Als die Bahn einmal gebrochen war, fehlte es nicht an schönen Geistern, die den Grund zu einer neuen Literatur legten. Solche waren Klopstock, Gellert, Rabener, Ramler, Lessing, Moses Mendelssohn, Kleist u. s. w. Ihre Werke sind noch immer nicht vergessen. Gleichwohl ehrte Friedrich diese Urheber und Gründer eines besseren Geschmacks nur wenig. Eingenommen von dem Wohlklange der italienischen, und von der Zartheit und Durchsichtigkeit der französischen Sprache, verzweifelte er daran, daß die deutsche jemals diese oder ähnliche Vollkommenheiten erreichen würde. Er scheint nicht gewußt zu haben, daß die Schriftsprache der nothwendige Ausdruck des Ent-

wickelungsgrades eines gegebenen Volkes ist, und daß jede wesentliche Veränderung, welche mit dem letzteren vorgeht, die erstere so entscheidend trifft, daß nach 5 Jahrhunderten kein Volk die Sprache versteht, die es früher geredet hat.

Mit den Fortschritten der Sprache standen die Fortschritte in der Musik in enger Verbindung. Was Friedrich auch thun mochte, die italienische Musik nach Deutschland zu verpflanzen: die Deutschen blieben, als Musiker, ihrem ursprünglichen Charakter getreu, der es mit sich brachte, jede knechtliche Nachahmung zu verschmähen. Bach und Graun waren in diesen Zeiten die größten Componisten. Jener, von Leipzig aus den Concerten Friedrichs in Sans-Souci beiwohnend, erregte Bewunderung und Erstaunen durch die Tiefe, die er mit seinem umfassenden Talente verband. Dieser, als Capellmeister angestellt, brachte in seine Compositionen einen bezaubernden Glanz, der seine Wirkung auf die Gemüther nicht verfehlen konnte. Beide verhielten sich, als Künstler, zu einander, wie Michael Angelo und Titian. Da die Schöpfungen der letzteren noch immer nicht vergessen sind; ja, da sie alljährlich in Berlin erneuert werden: so wird es hier nicht am unrechten Orte seyn, zu bemerken, daß die Cantate, „der Tod Jesu" betitelt, zuerst den 11. April 1754 in der

damals neuen Domkirche aufgeführt wurde. Der Hof war dabei zugegen; doch hatte er an diesem Meisterwerke viel zu tadeln — nicht etwa, weil der musikalische Vortrag nicht italienisch war, sondern weil er ihm für die stille Würde der protestantischen Kirche allzu theatralisch schien: ein Urtheil, das man billigen möchte, wenn dies Werk nicht die Probe von 70 vollen Jahren ausgehalten hätte.

Skulptur und Malerei standen in dem Dienste des Königs, und hatten kaum eine andere Bestimmung, als den Geschmack eines Einzigen zu befriedigen. Unter der nicht geringen Zahl von Bildhauern, welche Friedrich beschäftigte, scheint K. Adam den ersten Rang eingenommen zu haben: von ihm rühren jene Venus Urania und jener Apollo her, die in den Nischen des länglich-runden Marmorsaales von Sans-Souci aufgestellt sind. Der vorzüglichste Maler war Pesne, der im Jahre 1757 starb. In dem gesellschaftlichen Zustande des Königreichs hatten die bildenden Künste allzu wenig Grundlage für freie Schöpfungen; und die Künstler, welche aus dem Auslande bezogen werden mußten, waren zum wenigsten nicht die Ersten ihrer Gattung, nicht wahre Meister in der Kunst. So geschah es, daß in der großen Fülle von Kunstwerken, welche nach und nach zum Vorschein traten, so

wenig Vortreffliches zu finden war. Vielleicht sündigt man sogar gegen die Wahrheit, wenn man die Erzeugnisse der Skulptur und Malerei in dieser Zeit mittelmäßig nennt. Es fehlte ihnen jene Erhebung, welche Werken dieser Art allein einen Werth zu geben vermag. So sehr ging man in den Banden der Nachahmung, daß man in der Regel nur Dargestelltes wiederholte. Die natürliche Folge davon war, daß Parks und Gärten mit Gegenständen griechischer und römischer Mythologie angefüllt wurden, gerade als ob es der neueren Welt an allen Gottheiten, an allen Idealen gefehlt hätte.

Noch weniger als mittelmäßig war die Schauspielkunst dieser Periode, sofern sie nicht von italienischen und französischen Künstlern unter den Augen und der unmittelbaren Leitung des Königs selbst im Opernhause vollzogen wurde.

Der Thespis dieser Zeit bis zum Jahre 1769 war der Schauspieldirector Schuch*): ein Mann, dem es

*) Man ist um so mehr berechtigt, ihn den berlinischen Thespis zu nennen, weil seine Truppe nicht einmal eine stehende war; und folglich auch in dieser Hinsicht an das Horazische

Ignotum tragicae genus invenisse Camenae

unstreitig nicht an einem bedeutenden Talente fehlte, der aber, um mit seiner Truppe zu bestehen, sich vor allen Dingen dem rohen Geschmacke der Menge anpassen mußte. Voltaire's Alzire, in Jamben übersetzt, machte keinen Eindruck auf ein Publikum, das kein Gefühl für die quintessentiirten Gedanken des französischen Euripides hatte. Desto mehr gefiel das Leben und Ende des berüchtigten Seeräubers Stürzebecher, vorzüglich am Schlusse des Stücks, wo er den Lohn seiner Schandthaten aus den Händen des Hans Wurst empfing, der hier die Rolle der Nemesis übernommen hatte. Am sichersten urtheilt man über den Geschmack der Berliner dieser Zeit nach den Stücken, welche gegeben wurden. Diese nun waren: Göttchen Michels; die asiatische Banise; Mandowi's Leben; Hans Wurst, der größte Zauberer aus Liebe und Rache; der curios verliebte Stallmeister zu Fuße; der unglückliche Lederhändler von Salzburg,

---

Dicitur et plaustris vexisse poëmata Thespis
Qui canerent agerentque peruncti faecibus ora

erinnerte. Schuch erhielt ein General-Privilegium für alle preußische Provinzen; so sehr lag seine Kunst noch in der Wiege.

oder Scapins listige Betrügereien; der politische Kannegießer; die übertriebene Markise von Kuttelfleck, oder der Betrug der Kleider; Hans Wurst, oder der lächerliche Befehlshaber im Schlaraffenlande, u. s. w. u. s. w. Hauptschauspieler war der Director Schuch in der Rolle des Hans Wurst, die er sich vorzubehalten pflegte, weil nur Er sie auf eine das Publikum befriedigende Weise auszufüllen vermochte. Auch war der Antheil, den man an seinen Vorstellungen nahm, so lebhaft, daß man im vollen Ernste darüber stritt: ob der Hans Wurst auf der Bühne entbehrlich sei, oder nicht. So lange Schuch lebte, reichte Lessings Talent nicht aus, jene Stücke von der Bühne zu verdrängen. Erst unter Döbblins Direction verbesserte sich der Geschmack, wiewohl der junge Gelehrte, der Misogyn, die Juden, und andere Jugendarbeiten Lessings nur wenig Eindruck machten. Erst durch Minna von Barnhelm gewann die Bühne einen edleren Geschmack, und von dieser Epoche an wurden die Fortschritte der Schauspielkunst sichtbarer.

Wie könnten wir in diesem geschichtlichen Panorama von Berlin mit Stillschweigen einen Auftritt übergehen, welcher Friedrich den Zweiten zwang, eine sogenannte

Schandschrift auf den Präsidenten der Akademie der Wissenschaften gegen das Ende des Jahres 1752 auf dem Gensd'arm-Markte durch Henkers Hand verbrennen zu lassen!

Oben haben wir der Begeisterung gedacht, womit Friedrich, als Kronprinz, für Voltaire erfüllt war. Der Wunsch, diesen ausgezeichneten Schriftsteller von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, fand, unmittelbar nach Friedrichs Thronbesteigung, im Jahre 1740, Befriedigung: der König ging nach Cleve, und hier fand sich Voltaire, den seine Freisinnigkeit zum zweiten Male aus Frankreich vertrieben hatte, von Brüssel aus, ein. Schon damals trug der Monarch dem wegen seines Genies Verfolgten Ehrenämter und Besoldungen an; doch dieser schlug sie aus, weil Frankreich ihm über alles theuer war, als dasjenige Land, wo sich sein eigenthümlicher Geist am meisten geltend machen konnte *). Nichts

*) Wie richtig Friedrich über Voltaire urtheilte, geht aus einem Briefe des Monarchen vom 21. October 1740 hervor. (Siehe Oeuvres posth. de Frédéric II. Tom IX). In diesem Briefe heißt es:

Ami, je connois ton bon sens:
Tu n'as pas la cervelle folle

destoweniger blieben beide in Verbindung; und da die europäischen Angelegenheiten sehr bald eine Wendung nahmen, wodurch Preußen für Frankreich an Wichtigkeit gewann, so erschien Voltaire nicht lange darauf, als Agent des Cardinals Fleuri (der ihn mehrere Jahre hindurch verfolgt hatte) zu Berlin, um den König für die Entwürfe des französischen Hofes zu gewinnen. Sein Aufenthalt in der Hauptstadt Preußens war dies Mal von kurzer Dauer; daß er aber die Absicht seiner Sendung erfüllte, geht daraus hervor, daß er, nach seiner Ankunft in Paris, von dem Ministerium mit Liebkosun-

---

De l'abjecte faveur des grands,
Et tu n'as pas l'ame assez molle,
Pour épouser leurs sentimens.
Fait pour la verité sincère,
A ce vieux monarque mitré,
Précepteur de gloire entouré,
Ta franchise ne saurait plaire.
Tu naquis pour la liberté.
— — — — — —
Tu peux avec tranquillité
Dans mon pays, à mon coté
La courtiser toute ta vie.
N'as tu donc de felicité
Que dans Ton ingrate patrie?

gen überhäuft wurde. Voltaire verdankte seiner Verbindung mit dem Könige von Preußen, in der Periode von 1741 bis 46 (andere Begünstigungen gar nicht in Anschlag gebracht) seine Ernennung zum Historiographen Frankreichs und seine Aufnahme in die französische Akademie.

Da indeß die kirchliche Parthei, die einen unversöhnlichen Feind in ihm erblickte, durch diese Gunstbezeugungen auf's Äußerste gebracht war; so ruhete sie nicht eher, als bis der Philosoph sich freiwillig aus Paris verbannte, und seinen Wohnsitz am Hofe des liebenswürdigen Stanislaus, Schwiegervaters Ludwigs des Funfzehnten, zu Lüneville und Nancy aufschlug. Hier lebte er zwei Jahre in einer glücklichen Muße, deren liebliche Früchte Nanine, Babouc und Zadig waren. Der Tod seiner zwanzigjährigen Freundin (der Marquise du Chatelet) trieb ihn in das Getümmel der Hauptstadt zurück. Sein Briefwechsel mit Friedrich war inzwischen nie unterbrochen worden; und da der König nicht aufhörte, ihn nach Berlin und Potsdam einzuladen, so nahm er endlich diese Einladung an, um so mehr, weil sie von 10,000 Livres unterstützt war, welche Friedrich ihm zur Bestreitung der Reisekosten anweisen ließ. Gegen den Sommer

des Jahres 1750 erschien Voltaire in dem so eben fertig gewordenen Sans-Souci; und huldreich empfangen, erhielt er nicht lange darauf, als Gesellschafter des Königs, den Kammerherrnschlüssel, den Orden pour le mérite und eine Pension von 1000 Friedrichsd'or, nebst einer Wohnung auf dem Schlosse. Man darf sagen, daß nie ein schöner Geist von einem Könige mehr ausgezeichnet wurde; denn nie sah man die Scheidewände des Ranges und der Geburt vollständiger zusammenstürzen, als in dem Verhältnisse Friedrichs zu Voltaire.

Es haben sich von den Abendgesellschaften, welche Friedrich, nach Voltaire's Ankunft, in Sans-Souci, veranstaltete, anziehende Überlieferungen erhalten, aus welchen hervorgeht, daß freisinnige Äußerungen über alle wissenswerthe Gegenstände den Hauptcharakter derselben bildeten. Daß Voltaire die Seele dieser Abendgesellschaften war, versteht sich wohl von selbst; alles machte ihn dazu: zunächst die Achtung, welche Friedrich für ihn hegte; dann der ausgebreitete Ruf, den er sich als Schriftsteller bis zu seinem sechs und funfzigsten Jahre erworben hatte; endlich die Unabhängigkeit und Freiheit, die ihm ein großes Vermögen — ein Vermögen, dessen

Einkünfte auf 140,000 Livres berechnet worden sind — gewährte.

Gegen einen solchen Mann war nicht aufzukommen; dies fühlten alle, welche zu diesen Abendgesellschaften gezogen wurden, und die natürliche Folge davon war, daß sie jede Nebenbuhlerei vermieden und nur nach Billigung und Beifall strebten.

Ein Einziger machte eine Ausnahme; und dies war der Herr von Maupertuis, seit 1746 Präsident der Akademie.

Maupertuis Ruf beruhte auf einer Gradmessung. Vierzig Jahre hindurch hatten die brittischen und die französischen Physiker über die Gestalt der Erde gestritten. Die Frage war, ob sie an den Polen abgeplattet oder verlängert sei. Newton hatte das Erstere, Cassini das Letztere behauptet. Den langen Streit, der für die Erdbeschreibung und Schifffahrt wichtig schien, zur Entscheidung zu bringen, gab es kein besseres Mittel, als die Grade der Mittagslinie nach dem Äquator und nach den Polen zu zu messen. Dies kühne Unternehmen kam zu Stande durch die Großmuth Ludwigs des Funfzehnten, der die Kosten desselben bestritt. Während Herr von Condamine die Messungen in Peru übernahm, begab sich

Herr von Maupertuis nach Lappland. Das Ergebniß ihrer Bemühungen war, daß Newton's Erschauung eine richtige gewesen sei. Nichts desto weniger blieben, in Hinsicht der in Lappland angestellten Messungen, starke Zweifel übrig. Sie waren unter den nachtheiligsten Umständen angestellt worden, namentlich im Winter, auf dem Eise und unter dem Einflusse einer erstarrenden Kälte; und wenn sie dadurch nothwendig an Genauigkeit verlieren mußten, so verbürgte der eitele Charakter des Mannes, der sie geleitet hatte, noch vielmehr ihre Unzuverlässigkeit. Spätere Untersuchungen, von schwedischen Physikern angestellt, haben das Verdienst des Herrn von Maupertuis keinesweges erhoben; denn sie haben gezeigt, in wie hohem Grade er sich bei seinen Angaben geirrt hat, wie übereilt und unvorsichtig folglich seine Messungen gewesen sind.

Trotz dem Bewußtseyn von seiner eigenen Schwäche, war Herr von Maupertuis stolz auf den Antheil, den er an der Entscheidung jener großen Frage hatte. Nicht leicht ließ er eine Gelegenheit unbenutzt, sein Verdienst in dieser Beziehung geltend zu machen*). Die Täuschung,

*) Ich schlage die Histoire de l'Academie Royale etc. depuis son origine jusqu'à présent (1750) auf, und

worin er über sich selbst lebte, wurde nicht wenig dadurch erhöhet, daß dies angebliche Verdienst ihn, durch die Gnade Friedrichs, zum Präsidenten einer Akademie der Wissenschaften erhoben hatte. Als solcher glaubte er sich zu einer Herrschaft über die Geister berufen, gar nicht ahnend, daß im Reiche der Geister kein bürgerlicher Unterschied statt finden darf, wenn Empörung nicht die Folge davon seyn soll.

Über den Werth des Herrn von Maupertuis, als Trägers und Repräsentanten der Wissenschaften, waren die Mitglieder der Akademie nur allzu sehr im Reinen, als Voltaire sich im Jahre 1750 in Berlin niederließ. In diesem Manne war eben so viel Gutmüthigkeit, als Klugheit; wenn aber von ihm gefordert wurde, daß er, als Mitglied der Akademie der Wissenschaften, sich, mit seinem großen Talente und seinem eben so großen Ruhme, der Autorität eines Präsidenten unterordnen sollte, der

---

finde in dem, am Geburtstage des Königs gehaltenen discours des Präsidenten folgende Stelle: j'espère qu'on m'excusera de m'être un peu étendu sur cette matière (die Gradmessung) si l'on pense à ce que je crois lui devoir. Sans mon voyage au pôle, mon nom vraisemblablement n'aurait jamais été connú du Roi.

seine Anstellung nur der Gnade des Königs, nicht seinem Geiste verdankte: so schloß diese Forderung Dinge in sich, wogegen sein Freiheitssinn sich sträubte. Nur allzu bald ward Herr von Maupertuis ein Gegenstand des voltairschen Spottes; und da jener, um sich in seiner Würde zu behaupten, in schneidenden Bemerkungen über Voltaire nicht zurück blieb, so entstand sehr schnell eine gegenseitige Erbitterung. Auf Voltaire's Seite war die Frucht derselben eine gegen den Präsidenten gerichtete Satyre, „der Doctor Akakia" betitelt. Der Witz, von welchem sie überströmte, hätte Verzeihung finden müssen, wenn nicht eine Person dem Gelächter Preis gegeben worden wäre; und zwar eine Person, deren Ansehn ein Ausfluß der königlichen Autorität war. Jetzt zeigte sich zum ersten Male, daß in dem Verhältnisse Friedrichs zu Voltaire etwas war, das sich nicht mit Stätigkeit und Dauer vertrug; mit andern Worten: daß ein König sich nur dann in seinem Wesen bewahrt, wenn er der Nebenbuhlerei des Geistes entsagt. Da Voltaire kein Bedenken trug, die fertig gewordene Satyre dem Könige mitzutheilen, so mußte dieser darauf bestehen, daß sie nicht durch den Druck verbreitet werde. Voltaire gab hierüber sein Wort. Warum er es nicht gehalten hat, ist

unbekannt geblieben. Als der Doctor Akakia gegen das Ende des Jahres 1752 gleichwohl öffentlich erschien und mit der größten Begierde gelesen wurde: da blieb dem Könige nichts weiter übrig, als dem Präsidenten von Maupertuis die schwache Genugthuung zu geben, welche er dadurch erhielt, daß der Doctor Akakia auf dem Gensd'arm-Markte durch Henkers Hand verbrannt wurde.

So wurde dieser Auftritt herbeigeführt, der seit 72 Jahren nicht vergessen worden ist. Friedrich und Voltaire zerfielen dadurch nicht so sehr, daß beide auf der Stelle auseinander geflogen wären; denn Voltaire verweilte noch mehrere Jahre in Berlin, ehe er nach Frankreich zurückging, um sich erst bei Genf und zuletzt in Ferney, einem im Ländchen Gex (eine Meile von Genf) gelegenen Dorfe, niederzulassen. Indeß war aus Friedrich die Begeisterung für Voltaire verschwunden; und als er im Jahre 1770 wieder mit ihm anknüpfte, hatte seine Freundschaft für den König der Geister einen Charakter gewonnen, der sich wesentlich von dem früheren unterschied.

Eine Hauptangelegenheit für den König war und blieb die Belebung des Handels und der Ge-

werbe. Durch eine, dem Herrn von Marschall im ersten Monat seiner Regierung ertheilte Instruction legte er den ersten Grund zu dem gegenwärtigen Ministerium des Handels und der Gewerbe. Dies Ministerium war in seinem Ursprunge ein fünftes Departement des General-Directoriums. Jene Commission, welche bis zum 27. Juni 1740 dem Lagerhause, der Gold- und Silber-Manufactur und dem Alaunbergwerke bei Freienwalde vorgestanden hatte, wurde aufgehoben, und die Geschäfte derselben dem neugebildeten Departement des General-Directoriums zugewiesen, welches außerdem die Oberaufsicht über den Seidenbau, so wie über alle neu anzulegenden Fabriken und Manufakturen erhielt. In der Instruktion, welche der Herr von Marschall erhielt, waren die Gegenstände, auf welche er sein Augenmerk zu richten hatte, genau bezeichnet. Der König hatte sie unter drei Hauptgesichtspunkte gestellt: 1) Verbesserung der im Lande bereits befindlichen Manufacturen; 2) Einführung solcher, die noch fehlten; 3) Anlockung von Fremden von allen Ständen und von allen Charakteren. In Hinsicht der inländischen Manufacturen, wollte es der König für eine Verbesserung halten, wenn Tücher und Zeuge

von

von besserer Art und Güte gemacht und dabei wohlfeiler verkauft würden; ferner, wenn die Leinwands-Manufacturen verbessert und vermehrt würden. In Hinsicht der noch fehlenden Manufacturen, sollte Herr von Marschall „vigiliren auf alle fremde Sachen, welche eingeführt würden; und zwar nicht blos auf die französischen Gold- und Silberstoffe, seidene Zeuge, Cannevas, rohe Zitze, und Nesseltuch, sondern auch auf feine Papiere, Zucker u. s. w.; ingleichen auf Nürnberger Puppenzeug, allerhand Schachteln, Handwerksgeräth, kurz auf Dinge, welche, so klein und gering sie an sich scheinen, in der Menge und jährlich ein Großes importiren;" wobei er sich Mühe geben sollte, „Leute in das Land zu ziehen, welche dergleichen machen, und solche Leute, es sei in Berlin, oder in kleineren Städten, auch wenn es die Umstände erfordern, sogar in Dörfern zu etabliren." „Was das dritte Haupt-Object betrifft — so lautet der fünfte Artikel der Instruction — so muß Herr von Marschall nebst seinen Räthen davor sorgen, daß, wenn Rentiers oder reiche Leute in das Land ziehen wollen, ihnen Gelegenheit verschafft werde, ihre Kapitalien an sichern Örtern gegen 4 Procent jährlicher Interessen unterzubringen." „Leuten von Qualität — wird in dem nächstfolgenden Artikel hinzugefügt —

wenn sie jährlich eine Revenue von 20,000 Thaler haben, wollen Seine Königliche Majestät, wenn sie sich im Lande etabliren, und darin ihre Einkünfte verzehren, gern mit annehmlichen Characteren an die Hand gehen, und ihnen überdem wohl eine Pension von Tausend Thalern jährlich geben." Dem Herrn von Marschall wurden zwei Räthe zur Unterstützung gegeben und dabei zur Pflicht gemacht, „wegen aller vorstehender Sachen mit dem General-Directorium zu conferiren; auf den Fall aber, daß daraus kein gemeinsamer Beschluß hervorginge, mit Anführung der Umstände zu berichten und Seiner Königlichen Majestät Entscheidung zu gewärtigen."

Auf diese Weise gab es eine neue Behörde zur Beförderung des Handels und des Kunstfleißes. Es scheint indeß nicht, daß in den ersten sechs Jahren etwas Wesentliches von ihr ausgegangen sei. Die beiden schlesischen Kriege wirkten, während ihrer Dauer, nur als Hemmnisse für die Entwickelung des Gewerbfleißes. Besser standen die Sachen nach dem Dresdener Frieden. Die Verbindung, worein die übrigen Provinzen der Monarchie mit Schlesien traten, verschaffte dem Handel eine größere Ausdehnung; und Friedrich selbst unterließ nichts von allem, was auf

die Belebung sowohl des inneren, als des äußeren Verkehrs beitragen konnte. Selbst Beschwerden scheute er nicht; denn regelmäßig erschien er auf der größten Messe zu Breslau, um dieselbe noch anziehender zu machen. Noch wirksamer sorgte er durch Anlegung von Kanälen für erleichterten Austausch. Jener Kanal, welcher bei Plauen die Havel mit der Elbe verbindet, so wie auch der Finow-Kanal, der die Oder mit der Havel vereinigt, fallen, als von ihm ausgegangene Schöpfungen, in die Periode von 1746 bis 1755. Früher schon (1743) war bei Neustadt-Eberswalde eine Niederlassung von hundert Messerschmied-Familien aus Suhle zu Stande gebracht worden, deren Kunstfleiß von so großem Erfolge war, daß 1746 alle auswärtig verfertigte Eisen- und Stahlwaaren, dem vorherrschenden Principe gemäß, verboten werden konnten. Zur Verbesserung der Schäfereien, wurden im Jahre 1747 die ersten Versuche gemacht, und zwar dadurch, daß man aus England und Spanien Widder verschrieb. Zwei Sammet-Fabriken, von welchen die eine zu Berlin, von dem Kaufmanne Gotskofsky, die andere zu Potsdam, von dem Juden Hirsch betrieben wurden, befriedigten das Bedürfniß von Sammet und seidenen Velpers so vollkommen, daß die Einfuhr auch dieser Artikel verboten

werden konnte. Im Jahre 1751 ertheilte der König dem Bankier David Splittgerber das Privilegium, in Neu-Cöln eine Zucker-Siederei und Raffinerie anzulegen, um die Chur- und Neumark nebst Pommern mit raffinirtem Zucker zu versorgen; und da der auswärtige Zucker gleichzeitig mit einem Impost von 12 Procent belegt wurde, so kam diese Fabrik in kurzer Zeit so in Flor, daß Splittgerber es vortheilhaft fand, in den nächsten Jahren noch zwei andere Zucker-Siedereien anzulegen.

Nichts vermochte den König von der Idee des Seidenbaues zurückzubringen. In Oranienburg wurde eine Maulbeer-Plantage von so großem Umfange angelegt, daß die darauf verwendeten Kosten sich auf mehr als 5000 Thaler beliefen; ihr Fortgang aber war so schlecht, daß sie im Jahre 1766 dem Kammerrath Hagemann überlassen wurde, der Colonisten darauf ansetzte. Schon im Jahre 1753 wurde der Anfang zum Bau einer Seiden-Manufactur vor dem Königsthore auf der gewesenen Contrescarpe gemacht; der König gab die Kosten dazu her, und überließ den Betrieb einem Bankier, Namens Schütze.

Abgesehen von Fabriken und Manufacturen, blühete das Gewerbe in seinen mannichfaltigen Verzweigungen.

Die meiste Aufmunterung gab der König durch die bedeutenden Summen, welche jährlich für neue Baue in Umlauf gesetzt wurden. Während der Bau der katholischen Kirche ruhete, erhob sich der Palast des Prinzen Heinrich von einem Tage zum andern. Im November des Jahres 1753 wurden auf die Balustrade desselben die ersten Statuen gesetzt; und um dieselbe Zeit standen die neuen Häuser hinter dem Zeughause in ihrer Vollendung da. Der Baron von Knobelsdorf, welcher in dem ebengenannten Jahre starb, erhielt, als Baumeister und Ober-Land-Baudirector, seinen Nachfolger in einem Franzosen, Namens Legeay: ein Mann, dem es keineswegs an Talent, wohl aber, wie wir bald sehen werden, an Gelegenheit, dasselbe geltend zu machen, fehlte. Bei Potsdam war um diese Zeit das Portal vollendet worden, das nach Sans-Souci führt; zur Bildergallerie dieses Sommerpalastes aber war der Entwurf gemacht. Die Kunstwerke, womit sie ausgestattet werden sollte, hatte der König selbst zum Theil in Amsterdam gekauft, wohin er im Jahre 1752, begleitet von dem Obersten Balby, gereiset war.

Die Stadt Potsdam selbst, seit etwa acht Jahren in ihrem Innern auffallend verschönert, erfuhr die achte Vergrößerung, indem Friedrich die Mauer an der

Morgenseite, von der Mitte des holländschen Bassins bis an die untere Ecke an der Havel, unweit dem Kellerthore, herausrücken ließ. In der neuen Mauer wurde das Berliner Thor, so wie es noch jetzt ist, aufgeführt; in den gewonnenen Raum aber kamen ein Mädchen-Waisenhaus, sechzehn massive Kasernen, zwei Geschoß hoch, deren jede acht besondere Wohnungen für beweibte Soldaten enthielt, nebst vielen andern Gebäuden zu stehen. Den Verkehr zwischen Potsdam und Berlin zu beleben, befahl der König, eine tägliche Postkutsche (Journaliere) zu errichten. Sie ging den 1. April 1754 zum ersten Male von Berlin nach Potsdam ab; und da der Preis für die Überfahrt von einem Ort zum andern nur 12 Groschen für die Person betrug, so fand diese Einrichtung so viel Beifall, daß schon im Juni desselben Jahres eine zweite Journaliere errichtet werden mußte.

Wie bewundernswürdig Friedrich auch seyn möge, wenn man seine schöpferische Thätigkeit nur auf die Residenz-Städte bezieht: so erhält man von diesem großen Könige doch nur dann ein richtiges Bild, wenn man das, was er in dem Zeitraume von 1746 bis 1756 für das gesammte Königreich that, damit in Verbindung setzet.

Ohne hierüber ausführlich zu seyn, wollen wir in wenigen Zügen angeben, durch welche Mittel er eine höhere Cultur herbeiführte.

Längs der Oder, von Swinemünde bis Küstrin, gab es große Moräste, welche nie waren benutzt worden. Um diese lange Strecke urbar zu machen, wurde von Küstrin bis Wriezen ein Kanal gegraben; und indem auf diese Weise das Land entwässert wurde, fanden zwei Tausend Familien Wirkungskreise für eine nützliche Thätigkeit. Diese Niederlassungen wurden von Schwedt bis jenseits Stettin fortgesetzt; und 1200 andere Familien erhielten eine feste Grundlage für Daseyn und Wohlhabenheit. Um auch den Wollfabriken größern Flor zu geben, wurden sogenannte Spinndörfer angelegt, deren jedes 200 Familien enthielt. Im Magdeburgischen gab der König den Bewohnern des Voigtlandes, welche sich alljährlich zur Erndte einfanden, feste Wohnsitze. Man rechnet, daß das gesammte Königreich sich, von dem Dresdener Frieden an bis zum Ausbruch des siebenjährigen Krieges, um nicht weniger als 280 neue Dörfer vermehrt habe.

Nicht geringer aber war die Sorge des Königs für das Wohlseyn der Städte. Er vermehrte die Zahl derselben durch den Aufbau von Schwine. Zu gleicher Zeit

ließ er am Ausfluß der Oder einen Hafen bauen, welcher die Stettiner von dem Zoll befreiete, den sie bis dahin in Wolgast hatten an die Schweden entrichten müssen. Auf gleiche Weise sicherte er die Magdeburger gegen die Forderungen, welche die Sachsen an sie machten, indem sie das Stapelrecht Magdeburgs bestritten. Brandenburg erhielt eine Parchent-Fabrik. Zu Frankfurt an der Oder bereitete man russisches Leder. Wo Holz im Überflusse war, da legte man hohe Öfen und Eisengießereien an, welche die Festungen und das Heer mit Kanonen, Kugeln und Bomben versorgten. Im Fürstenthum Minden und in der Grafschaft Mark wurden Salzquellen entdeckt, die man sogleich verfeinerte. Durch Anlegung eines Gradier-Werks verbesserte man die Salinen bei Halle. Zu Stettin, Königsberg und Colberg wurden die Ausfuhrzölle vermindert; und Friedrich selbst gesteht, „daß er das Einkommen von den Zöllen dadurch verdoppelt habe.“ Alles zusammen genommen brachte die Wirkung hervor, daß, das Einkommen von Schlesien und Ostfriesland gar nicht in Anschlag gebracht, die Einkünfte der Krone sich im Jahre 1756 um 1,200,000 Thaler vermehrt hatten, ohne daß von Seiten des Königs irgend eine neue Steuer hinzugekommen war. Die Bevölkerung des Königsreichs be-

lief sich damals auf 5 Millionen Seelen; und „da — fügt Friedrich hinzu — *) „nichts gewisser ist, als daß die Zahl der Unterthanen den Reichthum der Staaten ausmacht: so konnte sich Preußen damals für doppelt so stark halten, als es in den letzten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms des Ersten gewesen war."

Auch hierbei blieb die rastlose Thätigkeit des Königs nicht stehen. Überzeugt, daß Schlesien zum zweiten Male streitig gemacht werden könnte, und fest entschlossen, diese schöne Provinz, die er als einen Hauptbestandtheil des Königreichs zu betrachten angefangen hatte, mit dem äußersten Nachdrucke zu vertheidigen, verlor er das Kriegswesen keinen Tag aus dem Auge. Er selbst wachte darüber, daß Manneszucht und Unterordnung in jeder Provinz gehandhabt wurden. Alljährlich versammelten sich die Truppen in Übungslagern. Die Stärke des Heeres belief sich auf 152,339 Köpfe: das Fußvolk bestand aus 140 Bataillonen; die Reiterei aus 213 Schwadronen. Beide wurden in allen Arten von Bewegungen, die im Kriege vorkommen können, geübt. Die Masse der Überzähligen

*) Siehe Histoire de la guerre de sept ans. Tom. I. pag. 19.

betrug 10,000. Das Dienstalter entschied über den Rang, den ein jeder im Heere behauptete: „ein alter Mißbrauch — wie Friedrich selbst sich darüber ausdrückt — der in den früheren Kriegen unschädlicher gewesen war, weil der König, indem er nur mit Einem Heere wirkte, nicht viel Entsendungen zu machen brauchte, und weil die österreichischen Truppen und Generale, mit welchen er zu thun hatte, nur mittelmäßig waren, und die Taktik vernachlässigt hatten."

Das Artillerie-Corps brachte Friedrich auf drei Bataillone; „gut geübt und in gutem Stande, hatte es keinen andern Fehler, als daß es nicht zahlreich genug war für das Übermaaß von Feuerschlünden, welches um diese Zeit bei den Heeren eingeführt wurde." Schweidnitz wurde, während des Friedens befestigt: und die Festungswerke von Neisse, Cosel, Glatz und Glogau verstärkt. Auf der andern Seite waren die Handwerker täglich beschäftigt, das Heer mit seinen Nothwendigkeiten im Voraus zu versehen. Es fehlte also nicht an Sätteln, Zäumen, Stiefeln, Tornistern, Kuppeln u. s. w. In dem Zeughause lagen bereit: 50,000 Gewehre, 20,000 Säbel, 12,000 Degen, eben so viel Pistolen, Carabiner u. s. w. Es waren 80 Kanonen und 20 Mörser gegossen und in

der Festung Neisse niedergelegt worden. Das fertige Kanonen-Pulver belief sich auf 56,000 Zentner, die in den verschiedenen Plätzen des Königreichs vertheilt waren; die Magazine waren mit 36,000 Winspel Mehl und 12,000 Winspel Hafer gefüllt. „Die Ameisen — so endigt die Erzählung, aus welcher wir diese Nachrichten entnehmen — sammeln im Sommer, was sie im Winter verzehren; und der Fürst muß während des Friedens die Summen ersparen, die er im Kriege auszugeben genöthigt ist. Dieser wichtige Punkt nun war nicht vergessen worden: Preußen war im Stande, einige Feldzüge mit eigenen Kapitalien zu bestreiten. Mit Einem Worte: es war bereit, den Kampfplatz auf das erste Zeichen zu betreten und sich mit seinen Feinden zu messen *)."

Dies also war das Ergebniß einer zehnjährigen Verwaltung, von welcher man hätte glauben mögen, daß sie keinen einzigen Thaler in den Staatskassen zurückgelassen habe.

Ein neuer Krieg war vor der Thür. Ehe wir aber auf die Ursachen desselben, so wie auf die Begebenheiten und deren Rückwirkungen auf das Königreich eingehen,

---

*) Siehe Histoire de la guerre de sept ans. Ch. I.

wird es nicht am unrechten Orte seyn, eine Übersicht von der gesammten Dynastie, so weit sie sich seit Friedrich Wilhelms des Ersten Tode entwickelt hatte, zu geben; denn dies, wenn irgend etwas, gehört zur Geschichte der Hauptstadt, so oft ihre Blüthe auf die Monarchie gegründet ist.

Noch lebte die Königin Mutter. Ihr gewöhnlicher Aufenthalt war Monbijou. Von hier aus besuchte sie, während des Sommers ihre Söhne in Oranienburg und Rheinsberg. An ihrem Geburtstage, welcher auf den 27. März fiel, pflegte der König eine neue Oper zu geben. Höchst aufmerksam auf alles, was ihr Vergnügen machen konnte, schloß Friedrich sie nichts desto weniger von jeder Theilnahme an der Regierung aus.

Der König residirte, während des Sommers, in Sans-Souci, während des Herbstes und Winters, abwechselnd in Potsdam und in Berlin; doch so, daß Potsdam den Vorzug hatte. Charlottenburg wurde vernachlässigt, seitdem es ein Sans-Souci gab; nur blieb es von Zeit zu Zeit der Sammelplatz der Königlichen Familie.

Die regierende Königin hatte ihren Wohnsitz zu Schönhausen während des Sommers, auf dem Königlichen Schlosse zu Berlin im Winter. Ihre Absonderung

von dem Könige trat mit dem Tode Friedrich Wilhelms des Ersten ein, und blieb sich während einer mehr als funfzigjährigen Ehe gleich. Doch wurden die Gesetze des Anstandes auf keine Weise verletzt. Hielt der König sich in Berlin auf, so speisete er regelmäßig alle Sonntage bei seiner Gemahlin, mit seinen Brüdern, die ihr, nach seinem Beispiele, die größte Devotion bewiesen.

Wir erwähnen in diesem Zusammenhange nicht der Prinzessinnen Wilhelmine und Ulrike, von welchen jene — wie bereits gesagt ist — mit dem Markgrafen von Baireuth, diese mit dem Könige von Schweden vermählt war. Eben so wenig gedenken wir der übrigen vermählten Töchter Friedrich Wilhelms des Ersten: der Markgräfin von Anspach, der Markgräfin von Schwedt und der Herzogin von Braunschweig-Wolfenbüttel.

Von den sechs Töchtern dieses Königs blieb nur die Prinzessin Amalie unvermählt. Ihr gewöhnlicher Aufenthalt war Berlin *); selbst nachdem sie zur Äbtissin von Quedlinburg ernannt war.

---

*) Hier hatte sie zuletzt zwei Paläste: den einen unter den Linden; den andern in der Wilhelmsstraße.

Nur Einen Zug, um ihr Verhältniß zum Könige zu bezeichnen! —

Friedrich Wilhelm hatte bei der Geburt eines jeden seiner Kinder ein Capital von 100,000 Thalern niedergelegt, das in der Folge entweder zum Ankauf adeliger Güter verwendet, oder auf Zinsen im Lande angelegt wurde. Das für die Prinzessin Amalie ausgesetzte Capital nahm der König beim Antritte seiner Regierung an sich, weil es noch nicht untergebracht war; die kriegerischen Umstände nöthigten ihn dazu. Die Zinsen, welche er auf 5000 Thaler setzte, erhielt die Königin Mutter, so lange sie lebte, jährlich eingehändigt, um davon die Erziehung und den Unterhalt der Prinzessin zu besorgen. Daß davon nichts übrig blieb, versteht sich wohl von selbst. Nach dem Tode der Königin Mutter, legte der König seiner Schwester 5000, und nach Beendigung des siebenjährigen Krieges noch 6000 Thaler zu. Zu diesem Einkommen vom Staate kamen später 16 bis 17,000 Thaler, welche die Prinzessin als Äbtissin von Quedlinburg genoß. Ehe dieser Zuwachs erfolgte, brachte die sehr beschränkte Lage der Prinzessin es mit sich, daß sie Schulden machte; aber der König, obgleich davon unterrichtet, that immer, als ob dies unmöglich sei. Einst, beim Weg-

gehen von der geliebten Schwester, bemerkte er einen ansehnlichen Koffer, und fragte sie, ob dies ihr Geldkasten sei. Die Prinzessin antwortete, daß sie keinen Schatz, wohl aber Schulden habe. Und wie hoch belaufen sich diese? fragte der König. „Auf vier Tausend Thaler," war die Antwort; so weit reichte die Furcht vor dem Könige und die Scheu, ihm zu mißfallen. Es würde der Wahrheit gemäß gewesen seyn, 40,000 Thaler anzugeben. Friedrich erwiederte nichts auf der Stelle, sandte aber bald darauf eine Schachtel an die Prinzessin, worauf geschrieben stand: Kirschen. Geöffnet, enthielt die Schachtel vier Rollen, jede mit 100 Stück Friedrichsd'or angefüllt. Bei einem zweiten Besuche zog der König wiederum vier dergleichen Rollen aus der Tasche und warf sie beim Weggehen in den erwähnten Koffer. Dabei blieb es. Sein Grundsatz war, den Bedürfnissen seiner Angehörigen und Verwandten so wenig als möglich nachzugeben, um sie dadurch zu einer strengeren Wirthschaftlichkeit zu nöthigen, und sich selbst vor einer Menge von Bitten und Forderungen zu bewahren, die er nicht befriedigen konnte ohne seinen größeren Entwürfen zu schaden.

Wir fahren nach dieser Abschweifung fort in der Schilderung des Zustandes der Königlichen Familie.

Der Prinz August Wilhelm, Friedrichs nächster Bruder, wohnte im Sommer auf dem Schlosse zu Oranienburg, im Winter zu Berlin in dem Palaste, der gegenwärtig von Seiner Majestät dem Könige bewohnt wird. Seit dem 6. Januar 1742 mit der Prinzessin Luise Amalie von Braunschweig-Wolfenbüttel, einer Schwester der regierenden Königin, vermählt, ward dieser Prinz, der seit dem 30. Juni 1744 den Titel eines Prinzen von Preußen führte, in dem eben genannten Jahre Vater, indem seine Gemahlin jenen Prinzen gebar, welcher in der Folge als Friedrich Wilhelm II den Thron bestieg. Dies war damals ein so freudiges Ereigniß, daß Friedrich es in der Geschichte seiner Zeit, wiewohl diese erst nach dem siebenjährigen Kriege begonnen wurde, nicht mit Stillschweigen übergangen hat. Spätere Früchte dieser Ehe waren eine Prinzessin, welche in der Folge dem Erbstatthalter vermählt wurde, und ein Prinz, Namens Friedrich Heinrich Karl, der im Jahre 1767 zu Prozen an den Blattern starb *). Die Schicksale dieses

prinz-

*) Dieser hoffnungsvolle Prinz war der Liebling Friedrichs des Einzigen; und da wir weiter unten schwerlich auf diesen Gegenstand zurückkommen werden: so wollen

prinzlichen Hauses entwickelten sich aus dem Antheile, welchen der Prinz von Preußen an den Kriegen seines Bruders nahm: ein Antheil, der ihm schon im Jahre 1744, wo er bei der Belagerung von Prag vom Pferde stürzte, gefährlich zu werden drohete.

---

wir hier eine Anekdote erzählen, welche nur allzu sehr den Grad von Gefühl bezeichnet, dessen Friedrich für die Seinigen fähig war.

„Als der König 1767 von der Heerschau in Pommern zurückkehrte, erhielt er die Nachricht von dem Tode des jungen Prinzen Heinrich, den er sehr schätzte und liebte. Seine Betrübniß darüber war so groß, daß er zu Bernau still halten ließ und abstieg, um hier eine Nacht zu bleiben und den ersten Schmerz vorüber gehen zu lassen. Einer von den höheren Offizieren seines Gefolges wagte, ihm zu sagen, daß er sich über einen unvermeidlichen Verlust beruhigen sollte. „Er hat Recht" — erwiederte der König — „aber er fühlt nicht den Schmerz und den Schlag, der mir durch diesen großen Verlust verursacht wird." Ja, Ihro Majestät, ich fühle ihn, sagte dieser würdige Offizier; denn er war einer der hoffnungsvollesten Prinzen. — „Er hat Unrecht — war des Königs Antwort. Er hat den Schmerz auf der Zunge, und ich habe ihn hier (mit der Hand auf das Herz zeigend); denn dieser Prinz war einer der besten Menschen." Bei diesen Worten stürzten häufige Thränen aus den Augen des Königs. Darauf wendete er sich weg und sagte: „Ich will allein seyn." Nach seiner Ankunft in Potsdam wählte

Der Prinz Heinrich, zweiter Bruder des Königs, hatte seinen Wohnsitz in Rheinsberg, dessen Schloß der König ihm geschenkt hatte; an seinem Palaste in der Hauptstadt wurde noch immer gebauet, und der siebenjährige Krieg unterbrach dieses Werk, bis es nach dem Hubertsburger Frieden endlich vollendet wurde. Seit dem 24. Juni 1752 mit der Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Cassel vermählt, lebte er abwechselnd in der Hauptstadt und zu Rheinsberg. Seine Ehe blieb unfruchtbar, und späterhin trennte er sich von seiner Gemahlin auf dieselbe Weise, wie der König von der seinigen.

Der Prinz Ferdinand, jüngster Bruder des Königs, erhielt das Schloß zu Neu-Ruppin, wo sein Regiment in Garnison lag, zu seinem Wohnsitze. Dieser Prinz vermählte sich den 27. September 1755 mit der Prinzessin Anne Elisabeth Luise, Tochter des Markgrafen Friedrich von Schwedt, welche seine Nichte war. Ihm wurde die Würde eines Heermeisters des St. Johanniter-

---

er für die Gedächtnißpredigt, die dem Prinzen gehalten werden sollte, die Worte der heiligen Schrift: Meine Wege sind nicht eure Wege, und meine Gedanken sind nicht eure Gedanken.

S. Charakteristik Friedrichs des Zweiten, Königs von Preußen. Thl. I. p. 209.

Maltheser-Ordens aufbewahrt, in deren Besitz bis zum Jahre 1762 der Markgraf Karl von Schwedt blieb. Seine Einführung geschah im September des eben gedachten Jahres zu Sonnenburg, in Gegenwart mehrerer Verwandten des königlichen Hauses.

Außer diesen Prinzen und Prinzessinnen, blühete die Nachkommenschaft des großen Kurfürsten in dem markgräflich-schwedtschen Hause fort. Die Prinzen dieses Hauses hatten ihre Beschäftigung meistens im Militair gefunden, und unter ihnen ward der Markgraf Karl, der seine Laufbahn im Jahre 1762 zu Breslau beschloß, wegen seiner Herzensgüte und wegen seiner Vorliebe für die Wissenschaften allgemein geachtet. Er bekleidete die Würde eines Heermeisters des Johanniter-Ritter-Ordens. Seine Brüder waren der Markgraf Friedrich Wilhelm, welcher zu Schwedt residirte, und Friedrich Heinrich, Domprobst zu Halberstadt.

Man denkt sich leicht das rege Leben, das so viele Prinzen, welche sämmtlich in der Blüthe des Alters standen, in die Gesellschaft brachten. Am erfindungsreichsten war der Prinz Heinrich. Unerschöpflich an Einfällen, brachte er bald das eine, bald das andere Schauspiel auf die Bahn, wobei er seinen ganzen Hof, nicht selten sogar

die ihn besuchenden Fremden, in Schauspieler zu verwandeln beflissen war. „Ich würde — so schreibt der Baron von Bielefeld an seine Schwester — nicht fertig werden, wenn ich Dir alle Feste beschreiben wollte, welche die Prinzen seit ein Paar Jahren ausgedacht haben. Bald wurde das Inquisitions-Gericht zu Goa vorgestellt, wobei der Prinz von Preußen und ich die Schlachtopfer abgeben mußten; denn man stellte ein Glaubensschauspiel an, um uns des Ehebruchs halber zu verbrennen, dessen wir fälschlicher Weise waren angeklagt worden. Bald hielt man ein türkisches Fest und stellte das Serail vor. Zur Abwechselung verwandelte sich das Serail in eine Versammlung der olympischen Götter. Man führte die Entführung von Schäferinnen, durch Waldbewohner bewirkt, auf, und stellte die elysäischen Felder, das Leben eines geistlichen Ordens, Auftritte aus dem Leben und den Begebenheiten des Ritters von la Mancha, Gefechte abenteuerlicher Ritter, die sich um ihre Prinzessinnen streiten, und dergleichen dar.“ Der Briefsteller fügt zwar hinzu, „daß alle diese Erfindungen mit unendlichem Geschmack ausgeführt worden;“ doch fehlt der Beweis davon in der Probe, welche er von der Rede giebt, die er den Prinzen von Preußen, als Kanzeler, „in einer

erstaunlich großen Perücke und in einem schwarzen Rock mit einer Schleppe von vier Ellen," an den Abgesandten von Siam halten läßt*).

Der Geschmack an Schauspielen dieser Art war übrigens so vorwiegend, daß Friedrich selbst darauf einging. Im Jahre 1750 wurde im Lustgarten zu Berlin am 25. August ein aus vier Quadrillen bestehendes Karussel-Reiten zur Schau gegeben, und den 27. August des Abends bei Erleuchtung wiederholt. Für die zahlreichen Zuschauer waren Gerüste erbauet; und die kostbaren Preise theilte die Prinzessin Amalia, nach dem Urtheile der Richter, aus. Diese waren: der Staatsminister von Arnim, der General-Lieutenant von Schwerin, der Herr von Keith und der Commandant Graf von Hacke. Die erste Quadrille, die römische genannt, hatte den Prinzen von Preußen zum Anführer; die zweite, die karthaginensische, den Prinzen Heinrich; die dritte, die griechische, den Prinzen Ferdinand; die vierte, die persische, den Markgrafen Karl. Unter diesen Anführern standen eine Menge

*) S. des Freiherrn von Bielefeld freundschaftliche Briefe Th. II. S. 339. der deutschen Übersetzung.

anderer Prinzen und Personen von hohem Range, die durch Pracht und Aufwand sich den Vorzug streitig machten. Seit länger, als einem Jahrhunderte, hatten die Berliner nichts Ähnliches gesehen; nur büßten sie ihre Schaulust hinterher in den Rechnungen, welche bei Kaufleuten und Künstlern zum Theil unbezahlt blieben. Voltaire, welcher vor Kurzem in Berlin angelangt war und sich sehr gut darauf verstand, Dinge dieser Art durch seinen Witz zu heben, machte auf dieses Schauspiel folgende Verse:

Jamais dans Athènes et dans Rome
On n'eut ni de plus beaux jeux, ni de plus dignes prix.
J'ai vu le fils de Mars, sous les traits de Paris,
Et Venus, qui donnoit la pomme.

Die Veranlassung zu diesem glänzenden Schauspiele scheint übrigens keine andere gewesen zu seyn, als die Ankunft des Markgrafen von Baireuth und seiner Gemahlin. Beide verweilten den ganzen August 1750 am Hofe des Königs; und da es der Schriftstellerei damals noch an würdigeren Gegenständen fehlte, so übte sie sich in einem historischen Tagebuche der Feste, welche Friedrich zu Potsdam, Charlottenburg und Berlin gegeben hatte.

Diese Hinneigung zu Lustbarkeiten und öffentlichen Vergnügungen verlor sich nicht eher, als bis das Ungewitter, das in dem siebenjährigen Kriege über das Königreich ausbrechen sollte, näher kam. Unterrichtet von allem, was in den europäischen Cabinetten gegen Preußens Wohlfahrt geschmiedet wurde, und fest entschlossen, jeder Gefahr, wie groß sie auch seyn möchte, Trotz zu bieten, sann Friedrich, von dem Jahre 1753 an, wo ihm die Entwürfe des sächsischen Hofes zuerst verrathen wurden, nur darauf, wie er sich in eine solche Verfassung bringen wollte, worin die Wahrscheinlichkeit einer erfolgreichen Vertheidigung gerettet würde.

Die außerordentlichsten Mittel schienen ihm in seiner verzweiflungsvollen Lage die angemessensten zu seyn. Im September des Jahres 1753 zog er zwischen dem Amte Spandow und dem Dorfe Gatow Vierzig Tausend Mann in ein Lager zusammen, das zwölf Tage hindurch stehen blieb. Hier wurden Übungen und Versuche aller Art angestellt. Der Ingenieur-Hauptmann le Febre zeigte hier die Anwendung der von Belidor erfundenen Compressions-Kugeln, von welchen in der Folge bei der Belagerung von Schweidnitz Gebrauch gemacht wurde. Ein ungarischer Oberst, Namens Nagysander, der sich das Vertrauen

des Königs erworben hatte, versuchte die Reiterei zu verbessern, fand aber wenig Eingang bei den Offizieren dieser Waffe, die es ausschließend mit dem General Ziethen hielten; dieser zerfiel darüber mit dem Könige, und die Aussöhnung zwischen beiden erfolgte erst kurz vor dem Ausbruche des Krieges, wo Friedrich, überzeugt, daß man einem redlichen Gemüthe mehr vertrauen müsse, als dem glänzendsten Verstande, sich herabließ, die ersten Schritte zu einer Ausgleichung zu thun. Zu den Erfindungen dieser Zeit gehörte, daß, um das Einhauen der feindlichen Reiterei abzuhalten, das erste Glied der Infanterie längere Bajonette, die Unteroffiziere verlängerte Piken erhielten. Die Verpflegung des Heeres zu erleichtern, wurden eiserne Backöfen von einer neuen Erfindung eingeführt; man blieb aber hierbei nicht stehen. Der Regiments-Chirurgus des zweiten und dritten Bataillons Leibgarde — sein Name war Schmucker — verfertigte ein in Frankreich erfundenes Pulver, bei dessen Gebrauch ein Mensch sich, ohne alle weitere Nahrungsmittel, acht und mehrere Tage erhalten sollte. Hiermit wurden Versuche gemacht, indem man einen Offizier und drei Grenadiere, von verschiedener Eßlust und ungleicher Körperbeschaffenheit, im freien Felde täglich zwei Meilen, mit

völliger Feld-Equipage marschiren, und noch außerdem militairische Übungen machen ließ, ohne ihnen andern Nahrungsstoff zu reichen, als dieses Pulver. Da dieser Versuch der Erwartung entsprach, so wurde das Pulver in größeren Quantitäten für das Heer bereitet; doch wurden Magazine und Cantonirungs-Quartiere dadurch nicht verdrängt, und der einfache Grund scheint kein anderer gewesen zu seyn, als daß der Soldat, nicht zufrieden, sein Leben bloß zu fristen, es auch genießen will.

Zu dem so eben gedachten Lager wurden die Generale und Obersten fast aller in den Provinzen verbreiteten Regimenter eingeladen, und ihre Zahl war überaus groß; dabei aber durfte Niemand, der nicht durch Pflicht oder Geschäfte an das Lager gebunden war, den kriegerischen Schauspielen zusehen, wenn er nicht für seine Neugierde hart bestraft seyn wollte — so weit ging die Vorsicht des Königs, so weit das Mißtrauen, das er in die Verschwiegenheit selbst seiner Unterthanen setzte. Von der Spannung, worin sich Friedrich um diese Zeit befand, zeugt vielleicht nichts so sehr, als der Unterricht in der Kriegskunst, den er für seine Generale aufsetzte: eine Arbeit, die in jedem Betracht bewundernswürdig ist.

Je mehr die Zeit vorrückte, je mehr sich also der politische Horizont verfinsterte: desto ernster und feierlicher ward die Gestalt, welche die ganze Umgebung des Königs gewann. Nicht daß von seiner Seite irgend eine Furcht sichtbar geworden wäre; er bot vielmehr alles auf, was dazu beitragen konnte, die Sicherheit, worin nicht bloß die Hauptstadt, sondern auch seine sämmtlichen Unterthanen lebten, zu verstärken, und ging darin so weit, daß er in demselben Jahre, wo der Krieg zum Ausbruche kam, fünf neue Intermezzo-Spieler in seinen Dienst nahm, und die gewöhnlichen Musterungen seiner Truppen bei Berlin, Potsdam, Magdeburg u. s. w. mit gewöhnlicher Pünktlichkeit hielt. Doch nur um so inniger war er bei sich selbst von der Unvermeidlichkeit des bevorstehenden Krieges überzeugt; und den vollständigsten Beweis davon gaben auf der einen Seite, die Ersparungen, die er in seinen Ausgaben anbrachte, auf der andern, die Contracte, die er erst mit den Juden Ephraim, Frenkel und Compagnie, und nicht lange darauf, mit Herz Moses Gumperz, Moses Isaac Itzig und Compagnie wegen Übernahme der Ausprägung von Landesmünzen in Königsberg, Breslau, Cleve und Aurich schloß: Contracte, welche keinen andern Zweck hatten, als

den Krieg mit einem geringeren Aufwande von edeln Metallen zu führen, und auf der Voraussetzung beruheten, daß es möglich sei, das Ausland zum anhaltenden Schauplatze des Krieges zu machen.

Man kann nicht anders als darüber erstaunen, daß ein so einsichtsvoller Staatsmann, wie der Graf von Herzberg, bald nach dem Tode Friedrichs behauptete: „die Neugierde dieses Königs und die Verrätherei eines sächsischen Schreibers seyen die zuverlässigsten Ursachen des fürchterlichen Krieges gewesen, der zwar Friedrich den Zweiten und die preußischen Staaten unsterblich gemacht, aber auch beinahe das ganze Königreich zu Grunde gerichtet habe.“

Herr von Herzberg selbst gesteht, „daß zwischen Sachsen und Österreich Theilungsplane in Hinsicht auf Preußen vorhanden gewesen: allein da diese Theilungsplane nur die Zukunft umfaßt und die Bedingung in sich geschlossen hätten, daß der König von Preußen Gelegenheit zum Kriege gäbe: so meint er, ihre Ausführung sei unentschieden gewesen, und habe es ungewiß gelassen, ob es gefährlicher sei, sie abzuwarten oder ihr zuvorzukommen *).“

*) Siehe Historische Nachricht von den letzten Lebens-

Ein solches Raisonnement setzt, vor allen Dingen, voraus, daß Kriege nur aus freien Entschlüssen hervorgehen, und eben deswegen unter allen Umständen vermeidlich sind: eine Voraussetzung, die von keiner Seite zulässig ist.

Die erste und entscheidende Ursache des siebenjährigen Krieges lag in der gelungenen Eroberung Schlesiens; man vergißt eine reiche Provinz nicht, weil man sich unter dringenden Umständen zu ihrer Abtretung genöthigt gesehen hat. Hieraus folgte für Friedrich die Nothwendigkeit, auf seiner Hut gegen Überraschungen zu seyn, sein Heer zu verstärken, und alle die Einrichtungen zu treffen, wodurch man, als Regent, einem widrigen Schicksale gewachsen bleibt. Je mehr ihm dies aber gelang, desto mehr wurde er ein Gegenstand des Argwohns. In der europäischen Welt wird ein Fürst von überwiegendem Talent, für diejenigen, welche in dieser Hinsicht hinter ihm zurückstehen, niemals eine angenehme Erscheinung seyn; die Ursache ist leicht gefunden. Nichts

---

jahren Königs Friedrich des Zweiten von Preußen — vorgelesen in der öffentlichen Versammlung der Akademie ꝛc. den 25. Januar 1787.

war demnach natürlicher, als das System von Verdächtigung, das in Beziehung auf Friedrich gleich nach dem Dresdener Frieden seinen Anfang nahm.

Dies würde indeß schwerlich zu einem Kriege geführt haben, wenn derselbe nicht von einer andern Seite her eingeleitet worden wäre.

Mit den europäischen Kriegen verhält es sich genau, wie mit den Erdbeben, so fern die Wirkungen der letzteren immer viel weiter reichen, als man es erwartet hat. Wer hätte glauben mögen, daß Streitigkeiten, welche zwischen den Engländern und Franzosen im nördlichen Amerika entstanden waren, sich in einen siebenjährigen Krieg auflösen würden, der, in Deutschland geführt, zum ewigen Ruhme der Preußen gereichen sollte? Und doch war dem also, vermöge des innigen Zusammenhanges, worin die europäische Welt mit sich selbst steht; eines Zusammenhanges, der für die kriegführenden Mächte nichts verabscheuungswürdiger macht, als — die Vereinzelung.

Die Flamme, welche sich über Europa verbreitete, ging von England aus. Hier war durch die Entwickelung, welche eine eigenthümliche Verfassung den Finanzen gegeben hatte, ein Interesse entstanden, das sich nicht mit Nebenbuhlerei zur See vertrug. Um ein Anleihe-System

zu stützen, das keine Gränzen hatte, faßte man den Gedanken der Alleinherrschaft zur See; und weil von allen europäischen Mächten Frankreich die einzige war, die sich einem solchen mit Erfolg widersetzen konnte: so war Vernichtung der französischen Seemacht das große Ziel, wonach England strebte. Die Händel, welche es suchte, waren bald gefunden. Akadien (eine Provinz des nördlichen Amerika, welche gegenwärtig unter der Benennung von Neu-Schottland bekannt ist) war durch den 12. Artikel des Utrechter Tractats, nach seinen alten Gränzen an England abgetreten. Nun schränkten die Franzosen diese Gränzen auf den Umfang der Halbinsel ein, welche Neu-Schottland ausmacht; die Engländer hingegen wollten sie bis zum südlichen Ufer des St. Lorenz-Flusses ausdehnen, auf welchem die Schiffahrt ausschließlich von den Franzosen geübt ward. Nicht minder streitig waren die Gränzen von Canada; denn um dieses Land mit Lusiana in Verbindung zu setzen, hatten die Franzosen, am Ufer des Ohio, Forts erbaut, was die Engländer als gefährlich für die Sicherheit ihrer Colonien, besonders Virginiens, verhindern zu müssen glaubten. Es gab noch einen dritten Streitpunkt: nämlich den Besitz der karaibischen Inseln, über welche der 9. Artikel des Aachener Tractates festgesetzt hatte, daß sie in dem Zustande des uti possidetis bleiben sollten, und von welchen die Franzosen gleichwohl Besitz genommen hatten. Eine Commission zur Beilegung dieser Streitigkeiten ernannt, hielt vergebliche Conferenzen, weil keiner von beiden Theilen, ohne dringende Noth, Raum geben wollte; und indem die Englän-

der den Verdacht hegten, daß es den Franzosen, zur Wiederherstellung ihres Seewesens, nur um Zeitgewinn zu thun sei, begannen sie den Krieg mit Wegnahme von französischen Kriegs- und Kauffahrteischiffen.

Für England gab es, um Frankreich an der Vergrößerung seiner Seemacht zu verhindern, kein besseres Mittel, als — Beschäftigung desselben auf dem festen Lande; für Frankreich selbst blieb, nach dessen ganzer Lage, nichts weiter übrig, als der Richtung zu folgen, die ihm gegeben wurde. Da es nun, seit der Versetzung des Hauses Braunschweig auf den englischen Thron, keinen besseren Gegenstand der Compensation bei einem künftigen Friedensschlusse gab, als das Kurfürstenthum Hannover: so mußte Frankreich es vor allen Dingen darauf anlegen, sich Hannovers zu bemächtigen, um, im Kampfe mit England nicht ganz zu kurz zu kommen. Dies nun entschied über die zu schließenden Allianzen. Gern hätte England, zur Vertheidigung Hannovers, ein Bündniß mit Österreich und Rußland geschlossen; da aber Maria Theresia, um Friedrich den Zweiten zu demüthigen, die Kräfte von ganz Europa zu vereinigen wünschte: so versagte sie sich den Anträgen Englands, und schloß, in Vereinigung mit der russischen Kaiserin Elisabeth, ein Bündniß mit Frankreich, welchem sogleich auch Schweden beitrat. England wendete sich nun an Friedrich den Zweiten, und schloß (den 10. Januar 1756) einen Tractat, worin Friedrich sich verpflichtete, „während des Krieges zwischen England und Frankreich keinen fremden Truppen den Eintritt in das Reich zu erlauben.“ Und

so entstand, wegen unbebauter Steppen und Wüsten in Amerika, jener blutige siebenjährige Krieg, der einen bedeutenden Theil Deutschlandes verheerte, die ungeheuersten Kräfte an einem Monarchen erschöpfte, der, an der Spitze eines Staates von etwa 5 Millionen Menschen, kaum eines ernstlichen Widerstandes fähig schien, und, nach mannichfaltigen Glückswechseln, sich mit einer Wiederherstellung des Zustandes vor dem Kriege für ihn endigte.

Nichts ist also erwiesener, als daß Friedrich diesen verderblichen Krieg vermieden haben würde, wenn es in seiner Gewalt gestanden hätte. Nach der Eroberung Schlesiens schwiegen seine Forderungen an das Glück; alle seine schöpferischen Eigenschaften heischten dagegen einen dauerhaften Frieden. Doch genöthigt, das Erworbene zu vertheidigen, wollte er lieber Alles wagen, als furchtsam zurücktreten: hierin, wenn in irgend etwas, groß und ein Muster für alle Zeiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Friedrich Buchholz.

Erklä-